L. germ.
186

.germ. Mosqva
186

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36630622640010 S

<36630622640010

Bayer. Staatsbibliothek

L. Germ. 198^b

L. germ. 186

Ling. German.
Var. p. 1118.

Mosqua.

m

Ueber den Wohllaut der teutschen Sprache

von

Friedrich Wilhelm Mosqva,
Königl. Preuß. Criminalrath.

Berlin, 1817.
In der Maurerschen Buchhandlung.
(Poststraße No. 29.)

34

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Der

Berlinischen Gesellschaft

für teutsche Sprache,

in deren Mitte dieser Versuch entstanden, zum Beweise, daß ich Ihren Zwecken innigst ergeben bin und immer bleiben werde, mit der Bitte, um freundliche Aufnahme,

gewidmet

von

Mosqva.

Vorbericht.

Eine wissenschaftliche Bearbeitung des Sprachwohllauts, darf ohne Zweifel nur von sogenannten Schöngeistern erwartet werden, welche nicht nur in der Schriftstellerwelt genau bekannt seyn müssen, sondern auch selbst, mit Erfolg darin sich gezeigt haben. Um so mehr wird es Vielen auffallen, daß ich an diesen wichtigen Gegenstand mich gewagt, der ich eine lange Reihe von Jahren hindurch mich ausschließlich dem Dienste des Staats im gerichtlichen Fache gewidmet und hier

die trokne Schreibart der Geschäfte mir angeeignet habe, welche zu erspriesliche Erwartungen in der Sprachschönheit, nicht berechtiget. Mein kleiner Aufsatz, den ich hiemit in die Welt schicke, macht aber auch keine grossen Ansprüche, denn er war ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, und ich bitte für ihn um Entschuldigung, wenn er hin und wieder den Geschäftstyl hervorblicken läßt, — wenn er die von ihm aufgestellten Regeln, selbst nicht überall treu befolgt, — wenn er sogar Fehler gegen die neueste Rechtschreibung enthält, — wenn er z. B. das so sehr verhaßtgemachte y nicht ganz ausgerottet haben will — wenn er auch Beurteilungen sich erlaubt, welche anmaslich scheinen, und

— wenn er endlich die Härte des Teutschen, der Weichlichkeit des Deutschen vorzieht. Daß ich mich durchweg der möglichst einfachen und schlichten Schreibart befleißiget, beruht ganz auf dem festen Entschluß, allgemein verständlich zu seyn, und meiner Schrift, wo möglich, die Rechte eines Lesebüchleins für Jedermann zu verschaffen. Daher will ich denn auch den diesfälligen Tadel und Spott aller hoch- und höchstgebildeten (ich will nicht eben die überbildeten damit gemeynt haben) Schöngeister und Gelehrten recht gern ertragen, und ihren Hochgeschmack gebührend ehren, wenn ich nur überzeugt seyn kann, daß ebensoviele minder Gebildete und weniger Gelehrte, mich hinlänglich und

so gut verstehen, daß sie mit zu urtheilen sich im Stande befinden mögen.

Für das, den weichgeschafnen Seelen so sehr hart dünkende T in unserm vaterländischen Namen, hab' ich aber, außerdem, daß ich von den vielfältig schon in mehrern Zeitschriften darüber aufgezählten Gründen, diejenigen dafür überwiegend befunden, mich deshalb entschieden, weil ich noch einen, eben so einfachen Grund aufgefunden, der mir bis zur völligen Überzeugung einleuchtend geschienen hat. Es kann nemlich keinem Zweifel unterworfen seyn, daß ein grosser — und ich trage kein Bedenken zu behaupten — der größte Teil unseres Gesammtvolkes, im Schreiben und im Sprechen,

das T in unserm vaterländischen Namen gebraucht; vorhanden ist es mithin, ja die allerältesten Geschichten, die Bücher des Mittelalters, und die neuern Schriften beweisen, daß es von jeher und immer, in den ältern und ältesten Zeiten aber allgemein gebraucht worden ist. Es ist höchst unwahrscheinlich, ja es streitet gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß, wenn wir ursprünglich Deutsche geheissen hätten, das weichere und — ich gesteh' es unverholen und recht gern — leichter auszusprechende und daher auch besser klingende D, im Sprachgebrauch zu dem härtern und daher auch schwerer auszusprechenden T übergegangen seyn kön-

ne; wohl aber ist das Gegenteil, daß nemlich das härtere T durch Sprachgebrauch in das weichere D übergegangen, sehr leicht zu beweisen. Körperlich gros und starck, auch vermöge der Luftstrenge ihrer Wohngegenden an Härte gewöhnt, haben sich unsre Stamm-Eltern des harten T in ihrem Volks-Namen bedient, und in dem grösten Teil ihres und unseres Vaterlandes hat es sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Niederteutschen haben sich dagegen die sogenannte platte Sprache angeeignet, und der Grund davon mag liegen worin er wolle, so ist es gewiß, daß noch vor nicht gar langer Zeit, in Niederteuschland die

plattentsche Sprache allgemein, und die hochteutsche oder Schriftsprache nur sehr wenig im gemeinen Leben gebraucht wurde. Die Weichlichkeit der plattteutschen Sprache ist bekannt, und wenn sie gleich auch von der Gebrechlichkeit der Sprechglieder hergeleitet wird, indem hier z. B. die vordern Oberzähne, welche zur Hervorbringung des harten T durch starkes Andrücken der Zungenspitze fast nothwendig vorhanden seyn müssen, in der Regel sehr mangelhaft sind, oder wohl gar fehlen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß die Verschiedenheit des Niederteutschen Luftkreises die Bewohner desselben zu einer mildern Mundart gestimmt hat. Bekantlich haben wir im

Niederteutschen sogar ganze Gegenden, in welchen man das p und t entweder gar nicht, oder doch nur schwer auszusprechen vermag, und sich daher im Sprechen der Erklärung bedient, das harte b das harte d. Man sagt da z. B. „Baris mit dem harten B“, oder „Deschen mit dem harten D“. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist sehr wohlbekannt, daß die platteutsche Mundart fast durchgängig im Anfange und in der Mitte des Worts, das T, ja sogar das doppelte tt, in ein weiches d verwandelt. „Teufel“ spricht sie „Düwel“, „tausend — du„send, theuer — düer, Teich — Diek, „Taler — Daler, Thor — Dohr, „Thür — Dähr, Vater — Vader,

„guter — gohder, Mutter — Moh-
„der, Futter — Fohder" und sofort,
fast in allen ähnlichen Wörtern, wor-
aus deutlich hervorgeht, daß auch die
Verwandlung des „teutsch" in „deutsch"
blos mundartlich ist, (indem es platt-
teutsch „dütsch" heißt) und, daß wir
mithin, sie lediglich der platteutschen
Mundart beyzumessen haben.

Hieraus bitt' ich nun zu ersehen,
daß ich für alle meine anmaßlich oder
schwach scheinenden Angaben, überall
meine guten Gründe gehabt habe, und
ich glaube daher die dreiste Bitte wa-
gen zu dürfen, daß man nicht „auf
gut Grundmannisch *)" mit mir um-

Anmerk. Man sehe nöthigenfals die Pro-

gehen möge. Es ist nicht immer alles lächerlich und sonderbar, was mit unsern Ansichten nicht übereinstimmt. — Wir können nicht Jemanden der Unwissenheit beschuldigen, wenn er eine Sache anders weiß, oder doch anders zu wissen glaubt, als wir.

Die Grundsätze meiner kleinen Schrift hab' ich als Mitglied der „Berlinischen Gesellschaft für die deutsche Sprache" in derselben vorgetragen, einige Mitglieder nahmen sie beifällig auf, andere riethen mir, sie, der darin enthaltenen neuen Ansichten wegen, drucken zu lassen. Daher bring' ich sie, etwas erweitert, der Öffentlich-

---

fessor-Rolle des alten Invaliden Grundmann in dem Kotzebueschen „Magnetismus" nach.

keit zur Beprüfung dar, und wiederhole hier noch meinen darin ausgesprochenen Wunsch, daß bessere Köpfe meine Gedanken gründlicher bearbeiten und wo sie es nöthig finden, auch berichtigen mögen. Diejenigen aber, welche sich etwan durch meine Äußerungen gekränkt glauben, bitt' ich hiemit gleich, aufrichtigst um Verzeihung, hoffe auch, daß sie mir diese nicht versagen werden, indem ich ehrlich versichern kann, daß ich Niemanden wehe thun, sondern blos meine Ueberzeugungen nach meinen besten Einsichten gerad-heraus sagen wollen. Hab' ich indessen dabei mich vielleicht übereilter Ausdrücke bedient, so bitt' ich auch dieserhalb um gütige Nachsicht und Scho-

nung, denn ich hab's nicht böse gemeynt.

Daß übrigens mein ausländisch-klingender Name, der mir auch sogar in meinen Dienst-Verhältnissen Schaden gethan, der guten Sache keinen Abbruch thun möge, darf ich wohl nur befangenen Gemüthern sagen, für welche ich die Versicherung beifüge, daß, soweit meine häuslichen Nachrichten hinausreichen, ich nun schon im fünften Grade absteigend gerader Linie ein teutscher Preuße bin.

Berlin, den 4ten des Brachmonats 1816.

Mosqva.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Ueber den Wohllaut der teutschen Sprache.

Welchem redlichen Teutschen wird es nicht recht — welchem biedern Vaterländer nicht lieb seyn, daß man sich befleißiget, unsere so gehalt- und wortreiche Sprache, auch mit Wohllaut, nach Möglichkeit auszubilden!

Aber, sind denn die Begriffe des Wohllauts dergestalt schon festgestellt, daß man die Sprachberichtigung, mit gutem Erfolge darauf zu gründen im Stande wäre?

Leider! wird man diese Frage überall verneinend beantwortet hören, wo man nicht etwan vorgefaßte Meinungen für wohlbegründete Entscheidungen geltend machen will. Allgemein hält man dafür, der Wohllaut beruhe so ganz eigentlich auf der Behaglichkeit des Gehörs — Alles, was dem Ohre zusagt,

oder was gut klingt, das ist auch wohllautend. Ohne Kopf und Herz, mag dieser Begriff allerdings genügen, aber für denkende und empfindende Wesen, müssen, nach meinem Dafürhalten, besonders bei der Sprache die aus dem Geiste hervorgehet, Verstand und Gefühl an dem Wohllaute Theil nehmen, wenn dieser auch zugleich tadelfrey seyn soll. Es freute mich sehr, in der, mir später zu Gesichte gekommenen, von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönten, im Jahr 1796 gedruckten Preißschrift des Herrn Prediger Doktor Jenisch, betitelt „Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens“ meine jetzigen Gedanken schon ausgesprochen zu finden. Nachdem er S. 418. u. f. die allgemein schon bekannten Grundsätze des Wohlklanges vorausgeschickt; nachdem er „den Wohlklang in einer glücklichen Mischung von Selbst- und Mitlautern, und in einer der gemächlichen Aussprache günstigen Zusammenreihung der letztern gefunden“; nachdem er bei den, nicht zu den wohlklingendsten gehörenden griechischen Buchstaben φ, χ, ξ, χ, angegeben: „eine gewisse Mischung harter Wörter und rauhklingender Sylben wird er-

fordert, wenn der Wohlklang bedeutungvoll und nicht gleichsam ein leeres Geklingel seyn soll — als welches schon aus den allgemeinen Eigenschaften der Rede folgt, die bald sanfte, bald stürmische Gefühle zu entwickeln, jetzt angenehme, jetzt rauhe Gegenstände zu schildern hat"; sagt er Seite 426. sehr richtig: „Eine schöne Einförmigkeit mag im„merhin schön fürs Auge oder fürs „Ohr seyn, für Verstand und Gefühl „verliert sie den wahren, geistigen „Reiz, den Reiz des Bedeutungvol„len. Um so viel bewundernswürdiger muß „uns das Schönheitsgefühl eines Volkes seyn, „welches jene Mißtöne bis zu diesem Wohl„klange ausschuf rc." Das Letztere meynt er vom griechischen Volke, dessen Sprache er, mit vielen Andern, über alle bekannte Sprachen der Welt erhebt. Um so mehr betrübte mich aber die Wahrnehmung, daß H. J. diesen so weisen Gesichtspunkt nicht fest im Auge behielt, sondern bei seinen Vergleichungen und Würdigungen ihn ganz vergas, und eben daher unsere eben so schöne als herrliche Sprache, in Ansehung des Wohlklanges, unter alle übrigen von ihm gewürdigten dreizehn Sprachen tief herab = ja sogar ihren

Töchtersprachen nachsezte, indem er hier lediglich dem gewöhnlichen geholflosen Weltlauf folgte, wornach er, der Sinnlichkeit gemäß, die Töchter hübscher fand, als ihre Mutter. Er achtete, von dieser Aeußerlichkeit geblendet, nicht auf die Würde der Mutter, er sezte den innern Werth der letztern ganz aus den Augen, und sang nur immerfort mit Papageno das Liedlein „Klinge, Glöckchen, Klinge." Doch die Niederteutschen erachten ja sogar auch die von ihrem gebildeten Theil vor Kurzem nur abgelegte platteutsche Mundart für weit wohlklingender, als die ausgebildete hohe und reine Schriftsprache, weil nur das weichliche, nur das dem Munde leicht entfliessende, ihre Gehör Nerven nicht angreift, und dadurch ihrer Weichlichkeit wohllautig erklingt. Daß aber die teutschen oder germanischen Töchtersprachen, der platteutschen Mundart näher verwandt, und wahrscheinlich von ihr ausgegangen sind, scheint keinem Zweifel unterworfen. Ich bin jedoch auch überzeugt, daß ein sehr großer — wo nicht der größte Theil der gebildeten Niederteutschen, den Irrthum ihrer Brüder einsehend, gegen unsre hochteutsche Sprache so ungerecht nicht sind.

Für den Wohllaut unserer Sprache kann das blosse Gehör am wenigsten genügen, da sie mehr Verstandes-Sprache ist, als irgend eine Andere, das ist: der menschliche Verstand, als Erkenntniß-Vermögen aus Erfahrungen, hat unsere Sprache mehr der Wahrheit und Natur angepaßt, als alle andre uns bekannte Sprachen, und er muß daher im Rathe des Wohllauts nothwendig Sitz und Stimme haben.

Ich glaube demnach auch, den Wohlklang, welcher das Gehör allein beschäftiget, von dem Wohllaut, an welchem auch der Verstand und das Gefühl Theil nehmen, unterscheiden zu müssen.

Adelung machte zwar schon einen Unterschied zwischen Wohlklang und Wohllaut, er setzte aber seine Begriffe davon nicht bestimmt und deutlich genug auseinander. Laut bezeichnet, nach seiner Meinung, überhaupt die Eigenschaft, daß etwas durchs Gehör empfunden werde; Klang aber, bezeichne dieses allgemeine Etwas schon näher. Ich bin ganz der entgegengesetzten Meinung, und schon die bekannte Redensart der geistlichen Lehrer „unsre Textes-Worte lauten also" oder „wie

lauten die Beweis-Stellen für diese oder jene Glaubenslehre?" rechtfertigen glaub' ich die Meinige, indem hier das Lauten nicht für's Gehör allein, ausgesprochen wird. Um die Sache der Deutlichkeit wegen zu versinnlichen, vergleiche ich z. B. die Töne der sogenannten Glockenspiele, mit denjenigen der unter dem Namen Harmonika bekannten Glockenwalze. Bei den erstern entsteht der Klang durch das Anschlagen, und er kann in seiner Entstehung angenehm genug seyn, ohne in der Fortdauer eben so angenehm zu wirken. So kann ein Glockenspiel in der Zauberflöte, eine Gesellschaft mohrischer Sklaven zu dem augenblicklichen Ausruf hinreissen: „das klinget so herrlich, das klinget so schön ꝛc."; aber für besser Gebildete, ist eine solche Klingeley von weniger Bedeutung, mit dem Verhallen der Klangtöne, hört auch ihre Wirkung auf, und es bleibt höchstens nur noch ein behagliches Andenken, an das lieblich gewesene Klingen zurück. Ein Laut auf der Glockenwalze, wird aber ohne ein Anschlagen, durch verhältnißmäßiges Reiben hervorgebracht, und er ist bleibender, auch einwirkender als der blosse Klang.

Ton ist der Laut in Beziehung auf seine

verschiedene Stufenfolgen und zwar nicht in tonkünstiger (musikalischer) Hinsicht allein, sondern auch in sofern derselbe hart oder milde, stark oder schwach, kräftig oder sanft ist; daher muß man den Ton mit dem Laut nicht verwechseln. Diese Verwechselung glaub' ich zu finden in Schottels „ausführlicher Arbeit von der teutschen Hauptsprache“ v. J. 1663. wenn er S. 112. §. 18. den Wortklang eintheilt in den scharfen — gelinden und — Mittelklang, woselbst er auch Erklärungen und Beispiele angiebt, welche mehr auf den Ton als auf den Klang zu passen scheinen.

Klopstock, ohne Zweifel der gründlichste und einsichtvollste von unsern bisherigen Sprachforschern, nennt zwar immer nur den Wohlklang, wenn er in seinen, so sehr vortrefflichen „grammatischen Gesprächen“ über diesen Gegenstand sich ausläßt, aber dadurch, daß er ihm überall die griechische „Euphonie“ zur Seite setzt, und ihre beiderseitigen Schwächen und Vollkommenheiten an mehrern Stellen, als z. B. Seite 82. 83. 84. 96. 162. 165. 316 und 317. auseinandersetzt, scheint er meine Meinung zu bestätigen, wenn er gleich darüber sich nicht ganz deutlich und bestimmt ausspricht. Eine Beweisstelle davon glaub'

ich bei den Worten S. 317. zu finden, woselbst er sagt: „der Gegenstand allein hat schon „seine Einflüsse, und zwar stärkere als die des „Klanges.“ Eberhard in seinem „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymick“ nennt das einen Laut, „wenn die schwingenden „Bewegungen eines Körpers so stark sind, „daß sie dem Gehör bemerkbar werden“; also, alles hörbare ist bey ihm Laut. Den Klang läßt er aber „aus mehrern, größern, „länger daurenden und allmählig verschwin„denden gleichzeitigen Schwingungen be„stehen“. Will man nun nach diesen Begriffen den Unterschied zwischen Wohllaut und Wohlklang festsetzen, wogegen ich nichts einzuwenden habe, so kommt der Wohlklang in die Unterabtheilungen des Wohllauts überhaupt, dieser aber wird zur Allgemeinheit, und dehnt sich bei der Sprache auf den Verstand aus, weil diese eine Angelegenheit des Verstandes ist, welche sich der Sprechglieder und des Gehörs, blos als Mittel zum Zweck bedienet. Ein Freund, mit welchem ich über diesen Gegenstand mich besprochen, meinte, ich verwechsle den Begriff des verstandesmäßigen Wohllauts mit dem einer Lautwahl oder des Rechtlautes; aber bei genauer Erwägung die-

ses Unterschiedes, bleibt die Sache immer dieselbe, nur der Name wird verändert. Was rechtlautig ist, muß auch für wohllautig erkannt werden, wenn wir die Sprachgerechtigkeit mit der Wahrheit und Naturgemäsheit verbinden wollen, als welches, nach meinem Dafürhalten unerläßlich ist. Ein Gemählde wird nur dann für vollkommen und eben dadurch für schön geachtet, wenn es den abzubildenden Gegenstand auf das genaueste nach der Wahrheit darstellt. Auch hier beschäftiget sich der Verstand, indem er die Wahrheit in dem Bilde aufsucht, welche das bloße Gesicht nicht berücksichtiget. Der Gegenstand der Abbildung kann sehr häßlich seyn, demungeachtet ist das vollkommne Gemählde sehr schön. Warum will man diese Ansicht auf die Sprache nicht anwenden, welche doch unbezweifelt noch weit mehr Verstandes Angelegenheit ist, als die Malerey? Von einer so reichhaltigen Sprache, als es die Unsrige wahrhaft ist, kann und muß man nun, nicht Wohlklang allein, sondern auch Wohllaut fordern.

Aber dieser ist hinwiederum in seinen Ansprüchen so verschiedenartig, daß es dem besten Willen schwer wird, einen richtigen Be-

griff davon zu geben. Schon die Verschiedenheit der Geschlechter-Empfindungen, erzeugt eine an sich nicht zu hebende Schwierigkeit in Erfüllung der Ansprüche auf Wohllaut. Die Begehrlichkeit und Kraft des Mannes, fordert eine ganz andre Einwirkung auf seine Gefühle, als die Hingebung und Sanftheit des Weibes. Zwar giebt es Weiber mit männlichem Sinn, und dagegen auch Männer, welche, wenn ihnen nicht etwan die weibliche Weichheit angebohren ist, diese Tugend der Weiber sich anzueignen sich bemühen, aber das sind Abweichungen, welche bey den Forderungen der Naturgemäsheit nicht beachtet werden können und dürfen. Um nun die Geschlechter-Verschiedenheit, in Hinsicht auf die Erfordernisse des Sprach-Wohllauts, möglichst zu vereinigen, müssen beide Theile gegeneinander etwas nachgebend seyn, und die wechselseitigen Neigungen ihrer Natürlichkeit, werden alsdann zur angenehmen Verschmelzung der sinnlichen, so wie demnächst auch der geistigen Wohllauts-Empfindungen, sich um so mehr friedlich die Hände bieten, als die Eintönigkeit oder das sogenannte „ewige Einerlei" beide nur ermüden und bis zur Langweiligkeit erschlaffen würde.

Eben so wie die verschiedenen Gemüths-Eigenheiten, erfordern die mehrseitigen Gemüthsstimmungen billige Rücksichten bey den Ansprüchen des Wohllauts. Worte der Leidenschaftlichkeit erheischen z. B. ein andringendes Ergreifen in die Sinne, Worte des Trostes dagegen, wollen ein sanftes Einwirken auf das Gemüth selbst. Begeisterung durch Heldenthaten, äußert sich in der Volltönigkeit der Worte, Belebung durch Liebesglück stimmt mehr für geräuschlose Freudentöne. Vorbereitete Feste der Göttlichkeit gewidmet, erwecken anständigen Ernst und dankvolle Andacht, Feierlichkeiten der Gastfreiheit, erzeugen freudenreiches Geräusch. Und so sind unendliche Verschiedenheiten und Abstufungen der menschlichen Vollkommenheiten und Schwächen, bey Bestimmung des Sprachwohllauts zu beherzigen, wenn sich nicht die Stimme des gerechten Tadels dagegen erheben soll. Auch hier treten noch sehr viele Abweichungen ein, welche in der unbegrenzten Verschiedenheit der menschlichen Gesinnungen und Gefühle ihren Grund haben, allein für solche Auswüchse entarteter Gemüther bedarf es keiner Nachgiebigkeit bei Feststellung allgemein geltender Grundsätze.

Der mir als der redlichste Weisheitlehrer wohl bekannte und von mir höchstgeachtete Professor Krug, theilt in seiner „über die Be„födrung des Wohllauts der teutschen Spra„che", im Jahr 1812. herausgegebenen Abhandlung, den Wohllaut ein:

1) In den grammatischen, der aus „dem Bau einzelner Worte hervorgeht;

2) „In den rhetorischen, der aus der „Verbindung zu einem Inbegriffe von Gedan„kenzeichen entspringt, ohne jedoch dazu die „gebundene oder metrische Rede des Dichters, „sie sei poetisch oder prosaisch, dahin zu rech„nen; und

3) In den deklamatorischen, welcher durch die „Aussprache der Worte entsteht und „jene beide Arten des Wohllauts erst recht „vernehmlich macht, wozu derselbe jede Art „des Sprechens, und mithin auch den Gesang „zählt, ohne jedoch den musikalischen Wohl„laut einer Sprache an sich, als z. B. der „italienischen, mit einzuschließen".

Von der Richtigkeit dieser Eintheilung kann ich mich nicht überzeugen. Die Grammatik oder Sprachlehre beschäftiget sich nicht blos mit dem Bau einzelner Wörter, sondern auch mit Zusammenfügung der Redesätze.

Die Deklamation oder Prunkredekunst, ist ein Theil der Rhetorik oder Redekunst, kann auch mit dem Gesang niemals zusammen oder demselben gleichgestellt werden, und der Gesang ist eine für sich bestehende Sache, so daß selbst das sogenannte Recitativ oder der Sprechsang, zu keiner Art von Rede oder Deklamation gezählet werden kann, indem er auf bestimmte Gesangtöne beschränkt wird, welche zwar dem Reden oder blossen Sprechen sehr nahe stehen, aber demselben in keinem Falle gleichkommen. Das Deklamiren oder Prunkreden mit Zwischensätzen der Tonkunst, bleibt aber immer nur ein reines Sprechen mit tonkünstiger Begleitung und kann niemals zum Gesang gerechnet werden.

Einfacher und zweckdienlicher scheint die von andern Sprachlehrern und namentlich von Campe angenommene Eintheilung des Wohllauts, in den einzelner Wörter, in den der Rede, und in den des Gesangs; daher denn die Benennungen, Wortwohllaut — Redewohllaut und — Gesangwohllaut nicht zu verwerfen seyn dürften.

Nach dieser Eintheilung werd' ich denn auch gegenwärtig meine Gedanken zu ordnen suchen, vorher aber über den Begrif des

Wohllauts selbst, die Verschiedenheit der Ansichten davon zu beleuchten mich bemühen, wenn ich gleich nicht wähnen will, diesen, meines Bedünkens, äußerst schwierigen Gegenstand einer zweckmäßigen Auseinandersetzung, erschöpfend ins Reine zu bringen. Ganz allgemeine und bei allen Völkern des Erdbodens geltende Grundsätze des Wohllauts, lassen sich durchaus nicht aufstellen, so lange nicht ein Urbegrif und ein Urbild der Sprache, oder eine allgemeine Weltsprache, und damit auch Regeln des Wohllauts erdacht worden, nach welchen jede Sprache gewürdigt, gründlich entfehlert und höher gebildet werden kann und soll.

Ohne uns erst mit den übrigen Welttheilen beschäftigen zu dürfen, finden wir schon in unserm Europa so sehr verschiedene Völker, daß sie zu gleichen Gesinnungen und Gefühlen durchaus nicht gestimmt, eben daher aber auch zu einer und ebenderselben Sprache nicht vereinigt werden können.

Reinheit und Heiterkeit des Luftkreises stimmt die ganze Lebendigkeit in ihm, und vor Allen die Menschheit, wie uns die täglichen Erfahrungen davon überzeugen, zu den leichtern Empfindungen der Fröhlichkeit; wo-

hingegen die mit schweren Dünsten angefüllte Luft, in den Geschöpfen ihres Wirkbezirks dickere Säfte, einen schwerern Umlauf derselben, und eben dadurch schwerfälligere Ergebnisse erzeugen. Ist nun eine solche Luftbeschaffenheit in einem Lande immerwährend, oder doch nur selten unterbrochen, so werden auch hiernach die Eigenschaften der darin lebenden Menschen-Geschlechter bleibend, und diese werden gegenseitig in ihren Aeußerlichkeiten so wenig, als in ihrer Geistigkeit, jemals übereinstimmen. Den Bewohnern milder Zonen ist die Weichlichkeit behaglicher, und sie finden den Wohllaut nur in der Weichheit der Töne; die im rauhen Norden lebenden Menschen dagegen hören lieber eine abwechselnde Härte. Da nun die Verschiedenheit der diesfälligen Neigungen und Gefühle, bei den Italiern, Spaniern, Franzosen und den übrigen Völkern jener Weltgegenden, gegen diejenigen unseres Vaterlandes öfter schon erwogen, und daher mehr bekannt sind, so hebe ich, zum Beweise, das bisher weniger beachtete Beispiel, mit unsern nächsten Nachbarn — den Pohlen — aus, wovon ich aus mehr denn funfzigjähriger Erfahrung mitsprechen kann.

Der Teutsche hält die polnische Sprache, wegen der in ihren Wörtern so sehr zusammenhäuften Mitlauter, für eine der übelstlautenden, ja er kann vielfältig dergleichen Wörter nicht einst aussprechen; wie z. B. gewöhnlich das erste Wort des Anstosses die Zahl drei ist, welche in polnischer Sprache trschi — geschrieben trzy — lautet. Mit der grösten Anstrengung nur hab' ich dies Wort von einem teutschen Munde herausbringen gehört, aber das Wort Trzcina — teutsch das Rohr, und gesprochen trschtschina lautend — oder Strzała — gesprochen strschala (mit dem holen l) — der Pfeil, hat ein Teutscher fast niemals aussprechen können und noch weniger das Wort Trzpjott — teutsch Wildfang, gesprochen trschpjott lautend — welches fünf Mitlauter hintereinander zählt. Wollte man nun den Wohllaut der polnischen Sprache nach den Tönen beurtheilen, wie sie der teutsche oder überhaupt der nichtpolnische Mund herausbringt, so müßte diese gute Sprache zu den unausstehlichsten gezählt werden. Man höre aber dagegen die Leichtigkeit, mit welcher der darin geübte polnische Mund dergleichen dem Nichtpohlen so rauh dünkenden Wörter ausspricht, so wird

man

man — wenigstens nicht ungerecht absprechen. Bezeugt ja doch Herr Prediger Doktor Jenisch, in seiner, oben schon angezeigten, Preisschrift, daß einige Frauen, welche er in eine polnische Predigt geführt, vom Wohlklang derselben sogar bezaubert worden, wovon ich weiterhin einige Worte mehr zu sagen, Gelegenheit nehmen werde.

Der Pohle dagegen findet die teutsche Sprache so wenig wohlklingend, daß er sie ganz eigentlich verachtet, nur aus Nothwendigkeit wenig davon erlernen mag, um sich einigermassen darin verständlich machen zu können, und im übrigen durchaus keine Schönheiten in derselben finden will. Im Volkshaß liegt der Grund von diesen höchst auffallenden Verschiedenheiten nicht, denn die Pohlen haben ja bekanntlich sogar teutsche Fürsten zu ihren Königen gewählt, und die Teutschen hatten ebenso, früherhin, keine Ursache die Pohlen zu hassen. Der polnische Reim: „poky świat światem, Polak nie będzie Niemca bratem“; verteutscht: „so lange die Welt steht, wird der Pohle nicht Bruder des Teutschen“ ist ein Erzeugniß des letzten Viertels aus dem vorigen Jahrhundert, und darf auf die beiderseitigen Völker-Ver-

hältnisse im Allgemeinen nicht bezogen werden.

Größtentheils, glaub' ich aber, die Ursache der Verschiedenheit des Wohllauts beider Sprachen darin zu finden, daß die Sprechlaute *) (in der Schrift und im Druck „Buch-

---

*) Anmerk. Ich bediene mich der Benennung Sprechlaut, weil es nach meiner Ueberzeugung die richtigste ist, und weil die Sprachlehrer über die andern Benennungen sich noch nicht vereinigen können. Klopstock und seine Nachfolger nennen sie Sprachlaute, aber, mich dünkt, das Sprechen liegt der Sache näher als die Sprache. Viele nennen die Gesamtheit oder die ganze Folge der Sprechlaute (das Alphabeth) das „Grundlautthum" und die einzelnen Laute die „Grundlaute". Jetzt aber wollen wieder andere, nur die Selbstlauter für Grundlaute gelten lassen, und die Mitlauter nennen sie „Hemmlaute". Ich sehe nicht einen billigen Grund, welcher mich veranlassen könnte, die alten Benennungen der „Selbstlauter und Mitlauter" nicht auch ferner bestehen zu lassen, und finde vielmehr, daß von allen neu erdachten Benennungen keine so richtig und passend ist, als diese. Freilich tönen die Selbstlauter nicht aus oder von sich selbst, sondern die Sprechwerkzeuge bringen sie hervor,

staben" genannt) in beiden Sprachen über-

---

aber, daß sie selbst oder allein, das ist, ohne Zuthun eines andern Lautes tönen, ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen?

Die Benennung „Grundlaute" ist auch zu sehr allgemein, denn sie paßt nicht nur für die menschliche Sprechstimme, sondern auch für alle Werkzeuge, mit welchen man einen Laut hervorzubringen vermag. Die Benennung „Hemmlaut" ist eben so wenig die richtigere. Als Sprechlaute an sich, würden nur f, l, m, n, r und s. Hemmlaute genannt werden können, indem beim Aussprechen der Laute b, c, d, g, ꝛc. überall ein Aushauchen und keine Hemmung statt findet. In den Wörtern könnte man die Mitlauter noch wohl eher Hemmlaute nennen, aber wo sie in einem Hauche ausgehen, als z. B. in „gehe" da läßt sich durchaus keine Hemmung denken, wenn man sie nicht etwa von vorne annehmen wollte, welches dann wohl ein offenbarer Widerspruch wäre, indem eine Hemmung von vorne zu den Unmöglichkeiten gehört. Mannlaute für Consonanten und Weiblaute für Vokale, wie Herr Radlof sie nennt, lassen sich am allerwenigsten rechtfertigen. Es ist überhaupt nicht zu begreifen, warum man sich so viel Mühe giebt, für das Alte Gute, etwas Neues, was nicht so gut ist, zu ersinnen.

aus verschieden sind und daß die polnische Sprache Laute hat, welche in der Unsrigen, so wie auch beinahe in allen andern Sprachen nicht zu finden sind. Als z. B. das hohle l — polnisch geschrieben ł — welches die teutsche Zunge in der Regel gar nicht, oder doch nur mangelhaft hervorzubringen vermag, und daher auch keinen Sprechlaut dafür hat, weil sie dessen in ihrer Sprache nicht bedarf. Imgleichen das ą, welches wie ein halbes oder schwaches on, aus Bequemlichkeit aber oft, wiewohl unrichtig, als ein reines on ausgesprochen wird; das ć, welches wie ein sehr feines tsch gesprochen wird, von welchem wieder das cz als ein scharfes oder rauhes tsch sehr verschieden ist, und den Worten eine eben so verschiedene Bedeutung giebt; ferner das ę, welches fast wie ein en, oft aber auch aus Bequemlichkeit unrichtig ganz als en ausgesprochen wird; desgleichen das i, welches in der polnischen Sprache jederzeit als gi ausgesprochen wird; so wie auch das ń, welches wie ein nj, das ś welches wie ein gepreßtes feines sch und ź, welches beinahe wie das französische g oder wie ein gelindes sch ausgesprochen wird, so daß für diese Buchstaben in unsrer Sprache eigentlich keine Laute oder Sprechzeichen vorhanden sind.

Ueberhaupt hab' ich gefunden, daß die Grenzen der Buchstaben oder Sprechzeichen in keiner Sprache so genau und bleibend bestimmt sind, als in der polnischen, und vielleicht auch in der rußischen, welche mir nicht so gut bekannt ist. Z. B. das schlichte c wird im polnischen immer und überall, es mag stehen, wo es wolle, gleichmäßig als unser z ausgesprochen, und dient niemals etwan zur Verstärkung des k, wie in der unsrigen, daher die Teutschen z. B. den Namen Potocki ganz unrichtig Potokki aussprechen, indem er Potozki heißt. Vor dem a, o und u bleibt das c allemal ein z. Das schlichte s wird nie anders ausgesprochen, als wie ein scharfes oder doppeltes ſ oder wie unser ß, es mag am Anfange, in der Mitte, oder am Ende eines Worts, oder auch einer Spelle stehen. Das schlichte z wird immer gelesen wie ein gelindes ſ, möge dasselbe auch stehen wo es immer wolle. So spricht der Pohle auch das g allemal wie ein halbes k und niemals anders aus, und wenn er sich zur teutschen Sprache bequemt, bleibt er auch bei dieser seiner Eigenthümlichkeit.

Dagegen gehen der polnischen Sprache, Laute der Unsrigen ganz ab, wie z. B. das h,

welches der Pohle immer wie unser ch ausspricht, indem er das h, so nemlich wie wir es aussprechen, in seiner Sprache nicht hat, und daher weder in der teutschen noch in einer andern Sprache herauszubringen oder doch nur mit der größten Anstrengung herauszuwürgen vermag. Er spricht nemlich im Teutschen, so wie im Lateinischen immer gleich aus: chabeo, chabes, chabet — ich chabe, du chast, er chat.

Herr rc. Jenisch hat auch schon, in seiner vorbenannten Preißschrift, eine ähnliche Vergleichung der polnischen Sprache mit der Unsrigen, S. 486. u. f., gemacht, allein sie ist, wie ich mit Bestimmtheit behaupten kann, so sehr fehlerhaft, daß ich dreist voraussetze, er hat nur sehr wenig von der polnischen Sprache gewußt. So hat er z. B. von dem hohlen ł keinen rechten Begrif gehabt und diesen daher unrichtig mitgetheilt, wenn er z. B. biała wie biällela aussprechen lassen will. Mit Schriftzeichen läßt sich dieses ł in keiner Sprache deutlich machen, denn soviel mir bekannt ist, hat ausser der rußischen keine andre Sprache einen ähnlichen Laut. Bei dem polnischen ł muß die Zungenspitze an den Rand der obern Vorderzähne gedrückt, die

Zungenmitte aber ein wenig nach unten gebogen werden, damit am Gaumen ein hohler Raum bleibe, durch welchen das l hohl aus der Kehle geht; als weshalb ich denn auch dieses polnische ł, ein hohles l nenne. Daß in dem schlichten polnischen l ein i verborgen wäre, wie H. J. behauptet, kann ich nicht finden, es müßte denn in irgend einer mir nicht bekannten Gegend Pohlens mundartig seyn; und so könnt' ich noch mehr, und in den Wörtern sogar ganz grobe Fehler nachweisen, wenn hier der Ort dazu wäre. Wenn nun H. J. S. 489. die polnische Sprache für eine der wohlklingendsten erklärt, (wie ich es weiterhin mit Beding auch thue) so konnte er das unmöglich so allgemein behaupten, indem keine der übrigen Sprachen, ihr den Vorzug zugestehen wird. Sind aber einige unsrer Frauen gegen den H. J. so gefällig gewesen, von einer polnischen Predigt, in welche er sie zum Ohrenschmaus eingeführt, sich „gleichsam bezaubert" zu erklären, so ist diese Bezauberung gewis nicht wahrhaft gewesen, denn, wie kann einem vernünftigen Wesen, ein Wortgepränge, sey es auch noch so wohlklingend, so hoch erfreulich seyn, wenn es nichts davon versteht? Ich rechne

jedoch auch darauf, daß den teutschen Frauen eine polnische Rede ganz etwas Neues war, und daß, der erheiternden Abwechselung wegen, jede Neuheit für den Augenblick angenehm ist. Bey öftern Wiederholungen würden sie doch wohl durch Langeweile entzaubert worden seyn. Ob die, unserer Sprache abgehende polnische Sprechtöne, so äußerst angenehm klingen, daß unsere Sprache sich deren auf keine Weise rühmen könnte, und ob unsere hochteutsche Muttersprache in ihrem ganzen Umfange keine so harmonische so hell- und reintönende Wörter hat, als die polnische, wie H. J. S. 487 und 488 behaupten will, wird wohl nicht erst zu entscheiden seyn. H. J. scheint, indem er damals erst die polnische Sprache gelernt, eben so wie jene Frauen, der Neuheit wegen, zuviel Feuer dafür gefangen zu haben. Jedem sein Recht gelassen, auf eigne Kosten Niemanden erheben oder verunglimpfen, das gebietet die Gerechtigkeitliebe.

Als etwas ganz besonders Bemerkenswerthes, muß ich hier noch die Eigenheit der polnischen Sprache anführen, daß sie kein abwechselndes Längenmaas in derselben anerkennt, sondern jede Sylle, selbst in den ihr

fremden Sprachen, gleich kurz ausspricht; daher auch das bekannte lateinische Sprichwort: „nos Pŏlŏni non cŭrămus quantĭtătem syllăbărum,“ verteutscht: „wir Pohlen achten kein Sylbenmaas.“ In der teutschen Sprache, welche so sehr viel gedehnte Spellen hat, fällt diese Verschiedenheit besonders auf, wenn nemlich ein Pohle teutsch spricht, indem er sich zu dem Dehnen der langen Spellen nicht gewöhnen kann. Solche Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen, sind nun, gar nicht zu hebende Schwierigkeiten gegen die Vereinigung der Regeln des Sprachwohllauts in verschiedenen Sprachen.

Aehnliche Ursachen der Verschiedenheit, finden wir in allen übrigen fremden Sprachen, wenn gleich nicht in demselben Grade, und wenn uns auch nicht gleich grosse — nicht gleich starke Schwierigkeiten darin aufstossen. Sie haben zum Theil auch Sprechlaute, welche in unserer Sprache gar nicht vorhanden sind, oder, sie sprechen doch eben dieselben Sprechzeichen ganz anders aus, als wir, und die Bildung ihrer Wörter, so wie die Zusammensetzung der Worte kommt mit der Unsrigen durchaus nicht überein.

Doch die Ursache der Verschiedenheit des

Wohllautsinnes mag liegen, worin sie wolle, so ist und bleibt sie doch gewis, und es gehört zu den wahren Unmöglichkeiten, zwei an sich nicht verwandte Sprachen zu ein und ebendenselben Grundsätzen des Wohllauts zu vereinigen.

Jede Sprache erfordert eine eigne Geübtheit der Sprechglieder (Sprachwerkzeuge) um ihr den Wohllaut zu geben, und jede findet daher auch ihren eignen Wohllaut, an welchen das Gehör von der zartesten Kindheit auf gewöhnt, sie seinem Wesen unablöslich angeeignet hat, und daher den ausländischen Wohllaut nicht empfinden und nicht anerkennen will und kann. Wir Teutsche allein, machen, zum Theil, hierin eine nicht zu unserm Vortheil gereichende Ausnahme, indem so gar sehr viele unter uns dergestalt ungerecht gegen den wahrhaftesten Wohllaut unserer Sprache sich gebehrden, daß sie eine jede der ausländischen Sprachen, der Unsrigen vorziehen. Eben darin scheint denn auch wohl der Grund davon zu liegen, daß man sich hin und wieder bemüht, den Wohllaut unsrer Sprache, nach dem Wohllaute fremder Sprachen abzumessen, und den vaterländischen Wörtern die Fremden vorzuzie-

hen, weil diese dem Ohre mehr zu schmeicheln scheinen, oder ihm doch behaglicher dünken. Ist mir's doch schon vorgekommen, daß Jemand das teutsche Wort „Fußvolk“ des vermeintlichen Wohllauts wegen, zuweilen mit der „Infanterie“ abwechseln lassen, weil ihm das gute „Fußvolk“ zu ofte vorkam, und blos deshalb übellautig dünkte.

Die Ungerechtigkeit dieser Verächter unserer so herrlichen Vaterlandssprache, hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sie Kopf und Herz dabei nicht zu Rathe gezogen, sondern sich einem leeren Klingklang hingegeben haben, welcher den wahren Wohllaut nicht ausmachen kann. Ich glaube hiemit hinreichend ausgeführt zu haben, daß ganz allgemeine Regeln des Wohllauts für die gesammte sprechende Welt, ja selbst für die Sprachen zwei verschiedener Völkerschaften, gar nicht erfindbar sind; aber auffallend wird es scheinen, wenn ich behaupte, daß selbst in unserm Vaterlande der Wohllaut der teutschen Sprache nicht unter solche Grundsätze zu stellen seyn wird, welche allgemein und überall für sprachgerecht anerkannt werden möchten.

Die große Verschiedenheit der Sprech- oder Mundarten nöthiget mir diesen Zweifel ab, denn sie weichen bekanntlich in unserm Vaterlande so auffallend von einander ab, daß oft ein Teutscher den andern nicht versteht, wenn gleich beide ein und dieselbe Sprache reden.

Nicht gar weit von unsern Stadt-Thoren finden wir z. B. eine Landschaft, in welcher es keine „Freunde," sondern „Froinde" — keine „Treue," sondern „Troie" u. d. m. giebt. Die Redensart: „theuren Freunde! Euch ge„beut heute treue Freundschaft neue Freuden", lautet in ihrer Mundart: „thoiren Froinde! „oich geboit hoite troie Froindschaft noie Froi„den." Ohne Zweifel klingt das in unsern Ohren ganz abscheulich, in den ihrigen ist es aber wohlklingend, weil sie sich daran gewöhnt haben. Wie nach dieser Mundart, die gänzliche Umwandlung des e in ein o, und des u in ein i zu rechtfertigen, oder auch nur zu entschuldigen seyn möchte, ist nicht zu begreifen. Das e vor dem u muß freilich wohl härter gesprochen werden, als vor dem i, auch muß dabei das u möglichst in seinem Werthe gelassen werden, so daß man es von einem i hörbar unterscheiden kann, kurz, man muß

durchs Gehör schon unterscheiden können, ob man nein oder neun sagt, aber, daß man eu geradehin zu einem reinen oi machen will, das ist und bleibt unverzeihlich.

In einem andern teutschen Lande ist jedes s ein zischendes sch, und fragt man z. B. „was ist das?" so spricht man's: „wahsch ihscht dahsch?" und man hält es für gut lautend, weil man schon dran gewöhnt ist.

Noch in einer andern teutschen Gegend herrscht gerade das Gegentheil, man vermeidet nemlich das zischende sch ganz und trennt sogar das s von dem ch dergestalt, daß man jedes dieser Sprechzeichen besonders ausspricht. In unsern nächsten Umgebungen, sagt man nicht „viele Mühlen" sondern „fille Millen" und andre sprechen das g immer weich wie ein j aus, wohingegen viele das g wie ein halbes k aussprechen. Jene sagen: „juter Jott" diese aber beinahe „kuter Kott" und noch andre „ghuter Ghott", womit denn ein Buchstabe auf drei verschiedene Arten ausgesprochen wird.

So giebt es in unserm lieben teutschen Vaterlande noch weit mehr Verschiedenheiten im Aussprechen der einzelnen Sprechlaute, und nicht blos gemeine Menschen, sondern auch

gebildete Leute aus höhern Ständen, hangen fest an dergleichen Irrthümern, weil sie dieselben, so zu sagen, mit der Muttermilch eingesogen haben. Mag es auch gleich wahr seyn, daß viele unter ihnen aus Gewohnheit das Fehlerhafte richtig zu sprechen und zu hören glauben, so kann das doch nicht allgemein gelten, und ich könnte mancherlei Beweise dagegen aufstellen, deren man mich überheben wird.

Wenn nun die so sehr auffallende Verschiedenheit der vielen Mundarten unserer Sprache, ein fast unübersteigliches Hinderniß der Feststellung der Wohllauts-Begriffe bleibt, so wird die Beantwortung der Frage äußerst bedenklich:

wo finden wir die nachahmungwerthen Muster, oder, die Regeln dafür?

In den vielen grossen und musterhaften Schriften unseres Vaterlandes, suchen wir sie vergebens, denn die Schriftsteller führen keine Sprache, sondern eine Schrift, sie sprechen nicht, sondern sie schreiben, und wenn sie gleich in der schriftlichen Bildung der Wörter alle beinahe ganz übereinstimmen, so sprechen sie selbige doch nicht gleichlau-

tend, *) sondern so verschiedenartig aus, als es die abweichenden Mundarten ihrer Landschaften mit sich bringen, und daher lassen

*) Anmerk. Die eifrigsten Sprachverbesserer, das sind diejenigen, welche es darin durchweg übertreiben, wollen das „lautend“ überall in ein „lautig“ abgeändert wissen und unser biedre Campe hat sich dazu auch verleiten lassen, indem er z. B. das gute und richtige „wohllautend“ ausgemerzt, und dafür wohllautig allein in sein Wörterbuch aufgenommen hat, da doch beide Wörter ihre eigne Bedeutung haben und daher nothwendig beibehalten werden müssen. Wohllautig ist ein Wort so lange es nicht gesprochen wird, aber sobald es hörbar gemacht, oder mit Lauten angegeben wird, ist es wohllautend. Ein gutes Tonwerkzeug (musikalisches Instrument) ist wohllautig, so lange es nicht gespielt wird, aber wohllautend ist es, sobald seine Töne gehört werden. So übersezte ich einst auch die fremdartige Benennung „philomatische Societät“ in „wißliebende Gesellschaft“, ein Andrer wollte aber „wißliebig“ besser finden. Ich halte jedoch dafür, wißliebig können nur die Gegenstände der wissenschaftlichen Bearbeitung, die Gesellschaft selbst muß hingegen „wißliebend“ genannt werden.

ihre besten Schriften fast keine überall geltende Regeln des Wohllauts entnehmen. Oeffentliche Volksredner, welche uns zu Mustern dienen könnten, haben wir in unserm Vaterlande auch nicht, denn die Kanzelredner lassen sich dazu als Muster nicht in Anwendung bringen, weil sie ihre Aussprache, der Mundart ihres Landes aneignen und selbige wechselseitig für fehlerhaft erklären, je nachdem ihre Sprechart von derjenigen einer andern Landschaft abweicht. Räthselhaft scheint, was ich hievon behaupte, aber, wahr ist es dennoch und durch die tägliche Erfahrung bestätigt; auch bekenne ich recht gerne meine Schwäche, die deshalbigen Räthsel nicht lösen zu können. Ich behelfe mich daher, bis dahin, wo man mich eines Bessern belehren wird, mit der Behauptung: der wahre Wohllaut ist nur da vorhanden, wo die Worte dem dadurch darzustellenden Begriffe entsprechen, oder, wo die Sprachtöne dem durch sie anzudeutenden Begriffe möglichst richtig anpassen. Für die Sprache unseres Vaterlandes scheinet mir diese Ansicht die richtigste, denn, wie der Beweis davon nicht schwer wird, so ist unsre Sprache oder doch ihre

Stamm-

Stamm- und Wurzel-Wörter nach den Lauten derjenigen Gegenstände gebildet, welche sie andeuten sollen, und, wo keine Laute dabei denkbar sind, hat man die Worte der anzudeutenden Sache, wenn gleich mitunter auch nur beziehungweise, nach Möglichkeit angeschmiegt. Dies ist auch der unverkennbarste Beweis, daß unsre Sprache eine wahrhafte Ursprache ist, deren Selbstständigkeit zu erhalten, wir uns dringendst angelegen seyn lassen müssen. Gründlichere Sprachforscher haben die Beweise der Urheit unsrer Sprache schon aufgestellt, dennoch halt ich es nicht für überflüßig, von einigen derselben, hier auch kurze Erwähnung zu thun.

Ich nehme z. B. die Wirkungen des Feuers: es brennt — es knistert — es prasselt — es flammt — es kracht. ꝛc. Die Wirkungen des Wassers: es fließt — es rieselt — es ströhmt — es fluthet — es sprudelt — es zerstöhrt. ꝛc. Jeder Laut dieser Wirkungen ist fast eben so hörbar, als er hier benannt ist, und hätten wir die Urwörter in derselben Reinheit noch, wie sie von unsern Stamm-Eltern gebildet worden, so würden sie das Wesen der Dinge gewiß noch reiner und deutlicher ansprechen. Der Nachhall oder das Rollen

des Gewitterschlages, wie durchaus angemessen wird es ausgesprochen durch das Wort „Donner" und selbst der „Blitz" kann nicht passender ausgedrückt werden, ja es haben Menschen, welche ihm nahe genug gewesen sind, um ihn zu hören, mich versichert, daß sein gewaltiges Herunterstrahlen mit dem itz hörbar gewesen.

Der Hund (wie ich auch schon bei andern Wortforschern gelesen zu haben glaube) hat ohne Zweifel seine Benennung von dem Laute des Bellens eines großen Hundes.

Das Wiehern des Pferdes — das Brüllen des Rindviehes — das Blöken des Schaafs — das Heulen der Wölfe — das Brummen des Bäres — das Summen der Fliege und sehr viel andere Laute der Art, wie nachahmend sind sie durch ihre Benennungen wiedergegeben! So auch der Schlag — wovon der bis auf den heutigen Tag noch erhaltene ehrwürdige und selbst bei unsern Obrigkeiten an Eides Statt geltende Handschlag, wenn er gleich in eine ruhige Handgebung und in Händedruck gemildert ist.

Zwar haben wir in unsrer Sprache auch solche Wörter, welche dem damit anzudeutenden Gefühle nicht entsprechen, ja demselben

wohl gar entgegen stehen, als z. B. das Wort „zart“ welches eben so gebildet ist als „hart‘ und in großen Theilen unseres Vaterlandes eben so kurz und daher noch widerwärtiger ausgesprochen wird, als es an sich schon ist. Die Milderung der Härte dieses Wortes durch Dehnung des Sprachlautes a, und durch Veränderung desselben in ein weiches ä, wie in „zärtlich — Zärtlichkeit“, ändert auch in der Hauptsache wenig, denn das rt behält immer noch seine Härte. Allein so wie in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens die Bewährtheit des alten Sprichwortes feststehet: „keine Regel ohne Ausnahme“, so wird man auch im vorliegenden Falle dasselbe Sprichwort unnachlaßlich finden, und, Regeln ohne alle Ausnahmen aufzustellen, sich vergebens bemühen.

Man wird mir den Vorwurf machen, ich verwechsle den Begrif des Wohllauts mit dem des richtigen Sprechens oder der Sprachgerechtheit, allein, ich halte dafür, beide Begriffe sind unzertrennlich. Es läßt sich zwar so mancherlei gegen diese Meinung aufbringen aber mit gutem Bestande nicht. Eine rauhe That, wird mit einem lieblichen Worte niemals recht zweckdienlich angedeutet, sondern diese Andeutung oder das Wort muß eben so

rauh seyn, als die That, wie z. B. Mord — Raub — Brand — Furcht u. d. m. Wollte man hier mildere Wörter dafür schaffen, und die hart klingenden Mitlauter, auch nur zum Theil weglassen, so würde man nicht nur der Sprachrichtigkeit, sondern auch dem vernunftmäßigen Wohllaut unrecht thun; denn nur die Uebereinstimmung der Andeutunglaute mit ihren Begriffen erzeugt den wahren Wohllaut. Und genügt man noch dem Empfindung-Vermögen, nemlich dem Gefühl und Geschmack, so tritt auch die geistige Schönheit hinzu, indem die leibliche Schönheit lediglich Sache des Gesichts bleibt, so wie der blos sinnliche Wohllaut, allein Sache des blos leiblichen Gehörs ist. Klopstock sagt auch in seinen grammatischen Gesprächen v. J. 1794. S. 5. „Es ist „dem, der lehren will, eben nichr nachtheilig, „wenn er seine Gegenstände auch für die Em„pfindung ein wenig belebt, und er sieht „nicht sonderlich weit, wenn er in der Richtig„keit der theoretischen Bestimmungen Alles „sieht. Er lehrt wohl, aber man mag von „ihm nicht lernen.“

Unsre Stamm-Eltern waren, so wie uns die ältesten Gesichtschreiber dessen versichern, ein körperlich großes und starkes Volk, ihre

Geistesfähigkeiten, so langsam und spät sie auch sich entwickelt haben mögen, waren dieser äussern Grösse und Stärke angemessen, und sie bildeten daher auch eine mit ihren körperlichen und geistigen Gaben in einem richtigen Verhältniß stehende Kraftsprache, welche ebeu dadurch auch von allen übrigen Sprachen stark abwich. Sie bewohnten überdem Erdstriche, deren Luftkreise strenger waren, als diejenigen ihrer Nachbarn; daher war auch ihre Sprache weniger milde, und dem Ohre allein minder gefällig als eine andre. In diesen, meines Dafürhaltens, nicht unrichtigen Voraussetzungen, werden wir die Grundzüge des Wohllauts unserer Sprache ohne große Schwierigkeiten finden, und ohne sie in fremden Sprachen oder in ängstlichen Vergleichungen mit denselben suchen zu dürfen. Der Irrthum, in welchen Herr Jenisch in seiner schon erwähnten Preisschrift verfallen ist wo er nemlich unsre Sprache, in Betref des Wohllauts, die ganz unterste seyn läßt, liegt ohne Zweifel darin, daß er sich auf unbefugte Vergleichungen mit so vielen fremden Sprachen einlies. Unsre Sprache kann als Ursprache, zum Behuf ihrer Verbesserungen, keine Vergleichungen ge-

statten. Man suche das Bessere in ihr selbst und aus ihr selbst, nicht aber in Fremden — am wenigsten in Töchtersprachen.

Nachdem ich nun diese Allgemeinheiten für die Begriffe des Wohllautes vorausgeschickt, kann ich hoffentlich mit einigem Erfolg, zur möglichsten Zergliederung der Einzelnheiten für denselben Gegenstand übergehen.

Zuerst kommt hier mit Recht, der im Wortbau oder in der Bildung einzelner Wörter zu beherzigende Wohllaut in Erwägung und man tadelt in unserer Sprache.

1. Die Anhäufung der Mitlauter in einem Worte oder auch in einer Spelle (Sylbe). Um nicht ungerecht zu seyn, muß man als unerlaßlich hinzufügen, die unnöthige oder unnütze Anhäufung.

Unsre Sprache ist, wie ich schon bemerkt habe, durch das strengere Naturwesen ihres Urvolks und seiner Umgebenheiten, an sich schon härter gebildet, als die meisten andern, und dadurch ist die Zusammenstellung mehrer Mitlauter entstanden; sie ist auch der Sprache dergestalt eigen und nothwendig geworden, daß nur eine, in keinem Fall anzurathende

Sprachumwälzung, *) darin eine Abänderung zu treffen fähig wäre. Herr Jenisch schilt es

---

*) Anmerk. Eine, in ihrem Verhältniß, die jüngste französische Staats-Umwälzung, weit übertreffende Sprach-Umwälzung würden wir es zu nennen berechtigt seyn, wenn der, mir später in die Hände gekommene Wolkesche „Anleit" von einem Theil des vaterlänischen Volkes angenommen, und die in demselben enthaltene ungeheure Masse von sogenannten Verbesserungen oder vermeintlichen Berichtigungen, nach dem Wunsche des Herrn Verfassers beachtet und nachgeahmt werden möchten. Gottlob! es finden sich nur sehr wenige Liebhaber dazu. Der Worte sind zu viel, des Guten und richtigen zu wenig, und daher haben wir von dieser Seite, eine Sprach-Umwälzung nicht zu befürchten. In unsern Zeiten, wo so viele nach dem stechenden und auffallend seltsamen (pikanten und barokken) eifrigst haschen, ist es wahrlich sehr bemerkenswerth, daß H. W. bis jetzt nur noch sehr wenige Anhänger findet. Von Monsieur J. P., der sich seines teutschen Namens schämt, und der seiner Lesewelt nur Trüffel-Pasteten auftischen zu müssen glaubt, ist es nicht befremdend, wenn er über das Sonderbare in Lobeserhebungen ausbricht; wiewohl man zuweilen auch in Zweifel geräth, ob er's ernstlich meint, oder, ob

daher sehr irrig, S. 468., „einen schwarzen „unaustilgbaren Muttermahl unserer Sprache

---

er seinen unerschöpflichen Witzqvell auch hier nur sprudeln läßt, um seine Verehrer zu belustigen.

Aber die ernste Mehrheit läßt sich durch neue Irrthümer nicht leicht verblenden, sie prüft und behält nur das wahrhaft Gute. Und wahrlich der „Anleit" enthält so manche echte Perle, so manche tief erforschte Wahrheit; aber, wer wird sich die Mühe geben, wer die Geduld haben, diese Kleinode aus dem Wust von Irrthümern hervorzusuchen! Eine treue Sammlung solcher Schmuckstücke unrer guten Sprache, würde nicht nur den Sammler entschädigen, sondern auch der gesammten Teutschheit von grossem Nutzen, auch ihr zur grossen Zierde behülflich seyn. H. W. hat mir einst meine Behauptung, daß er eine verderbliche Sprachumwälzung beabsichtiget, eifrig bestritten, aber, welcher Staatsumwälzer hat denn nicht eben so versichert, daß er nur die Besserung des Schlechten oder die Verbesserung des Guten einzig zu seinem Augenmerk gemacht? Man erwäge doch, daß er schon nach dem Titelblatt seines „Anleits", wenigstens zwanzigtausend Sprach- und eine zahllose Menge von Schreibfehlern in unsrer Sprache nachweisen, daß er in jedem Jahre zehntausend Jahre Arbeit und an Unkosten fünf Mil-

„wenn ihr, zur Volltönigkeit, nichts als har„monische Zusammenstellung der Selbstlauter „und Mitlauter fehlt; und besonders Versänf„tung und Verminderung der letztern“. Hätte er den S. 437 angegebenen Satz vor Augen behalten, daß „der hohe Werth und die Wich„tigkeit der lebendigen Beredsamkeit, mit „ein Grund von der Sorgfalt der Alten für „den Wohlklang der Rede gewesen“: so würde er S. 496 den Wunsch nicht so dringend nöthig gefunden haben, „daß unsre Sprache

lionen jährlich ersparen lehren will; daß er uns fünf bis sechstausend Stammwörter aufzählt, in welchen ein ganz grundloses und ohrwidriges s eingeflickt ist (S. 299); daß er uns mit dem unschuldigen Buchstaben r und er allein, an die fünf bis sechstausend Mißlaute in eben so viel Wörtern zeigen will (S. 301 u. 320); daß er mehre tausend Vollaute uns wiederschaffen und wenigstens zehntausend Mißlaute aus eben so vielen Wörtern entfernen (S. 302), auch daß er unsern Sprachschatz bis auf die ungeheure Zahl von achtmahlhunderttausend Wörtern gebracht wissen will. Wer wird nicht erstaunen über ein solches Beginnen, wer nicht ausrufen, das ist zu viel! das übersteigt alle menschliche Kräfte! wir enthalten uns daher dieser Umwälzung.

„einst auch, wie die französische — englische — „dänische gethan, einen Teil ihrer harten Mit- „lauter ausstossen und dadurch ihre (vermeint- „liche) Rauhigkeit mildern möge." Vor allen andern wird besonders der Sprechlaut r bis zur Ungebühr in unsrer Sprache angefeindet. Er ist allerdings der härteste, und manche Menschen können ihn daher nicht einst aussprechen, indem ihre Sprechglieder mangelhaft, oder doch nicht gehörig ausgebildet sind. Allein er bleibt immer einer der wohlklingendsten an seinem Orte, und ich möcht' ihn um manchen andern nicht missen. Ich kenne auch keine Sprache die ihn nicht gehabt hätte, *) und in den so sehr beliebten griechischen, lateinischen und andern von diesen ausgehenden Sprachen, ist in der Benennung des allersanftesten und daher auch des allerangenehmsten Gefühls, nemlich der Liebe der Sprechlaut r enthalten. Haben nun aber diese uns so vielfältig als Muster angepriesene Sprachen, das r sogar angenehm gefunden, was für Ursachen haben wir denn,

---

*) Anmerk. In der Folge bin ich unterrichtet worden, daß die chinesische kein r, so wie die japanische kein l haben soll.

es zu hassen? Herr Jenisch sagt schon in seiner mehrgedachten Preisschrift S. 419 „es ist „lächerlich, wenn einige Leute gegen gewisse „Buchstaben z. B. gegen die Selbstlauter a „und u, oder gegen die Mitlauter r und s „einen besondern Widerwillen äußern, und „jedes Wort für übelklingend halten, in wel„chem diese Buchstaben tönen. Der volle Klang „eines Wortes, nicht einzelne Laute desselben, „entscheiden über Härte oder Weichheit seiner „Aussprache, und ein harter Mitlauter dient in „der Aussprache eines Worts oft, die Harmo„nie des Ganzen zu heben, zu geschweigen, daß „jede Sprache, nach der innern Beschaffenheit „der darzustellenden Ideen und Empfindungen „sanfter oder rauher Art, auch eine Menge „harter Laute muß bilden können.“ Zum Beweise führt er S. 433 nicht übel angewandt, den bekannten Vers des Virgils an: „Formo„sam resonare doces Amaryllida silvas“, welchen der gelehrte Johnson für den wohlklingendsten hält, der jemals aus der Feder eines Dichters gekommen. Hätte doch H. J. diese Ansicht festgehalten, so würde er nicht in so grobe Irrthümer verfallen seyn!

Daß unsre Sprache wegen ihrer vermeintlichen Härten, sogar fehlerhaft oder mangel-

haft sey, wie der Herr Professor Krug in seiner oben angezeigten Schrift behaupten will, bestreit' ich daher auch durchaus, und, ob die Aussprache solcher angeblich harten Wörter den Ausländern schwer fällt, wie er ebenfalls angiebt, davon kann schlechterdings die Rede nicht seyn, indem die Sprache eines jeden Landes nur für seine Bewohner vorhanden ist, und der Ausländer sich die Behebung der für ihn vorhandenen Schwierigkeiten in der ihm fremden Sprache, nach allen seinen Kräften angelegen seyn lassen muß, wenn er sie benutzen will. Ich habe vorhin gezeigt, wie es z. B. einem Ausländer fast unmöglich wird, die polnische Sprache zu erlernen, deshalb kann ich aber nicht zugestehen, daß die polnische Sprache mangelhaft — schlecht — übellautend u. d. m. sey, vielmehr muß ich aus eigener Ueberzeugung versichern, daß sie, von einem darin geübten (besonders weiblichen) Munde für ein daran gewöhntes Gehör, eine der wohlklingendsten und schönsten Sprachen ist. *)

---

*) Anmerk. Die zu den Uebertreibungen so sehr geneigten Sprachverbesserer, wollen, daß man nicht „polnisch" sondern pohlisch sprechen

Gröstenteils entsteht auch der Uebellaut und die Härte der mehrern Mitlauter in un=

---

soll, weil der Nahme Pohlen von dem Worte pole — zu teusch Feld oder Acker — abgeleitet wer=den müsse; allein das ist wiederum ein Irrthum, an welchem ihre Unbekanntschaft mit der polnischen Sprache Schuld seyn mag.

In dem Worte pole spricht der Pohle die erste Spelle nicht lang oder gedehnt aus, wie wir, da er überhaupt kein Längenmaas anerkennt sondern es klingt in seiner Sprache so wie bey uns „Polle" gesprochen würde. Wenn wir nun dem Worte mit dem n eine teutsche Endung geben, die erste Spelle aber dehnen, so ist das eine blosse Willkührlichkeit unseres Sprachgebrauchs, und wenn wir diese bey=behalten wollen, so müßten wir auch sagen „pohle=nisch", und dann können wir in der Zusammenzie=hung ganz richtig sagen „polnisch". Wollten wir aber eine Ableitung richtig befolgen, so müßten wir auch das Wort so nehmen wie es die polnische Spra=che mit sich führt. Pohlen heißt in der polnischen Sprache „Polska" und wir müßten daher ihr Land „Polsken" heissen, und „polskisch" für „polnisch" sagen. Ein Pohle heißt in seiner Sprache „Polak" — bey uns klingt es wie „Pollack" und hiernach, müßten wir hier wiederum „polakisch" für „polnisch" sagen, weil wir zu dem gedehnten „Pohlen" und

sern Wörtern durch den Mangel an Geübtheit, Fertigkeit und Leichtigkeit im Aussprechen, daher sagt Klopstock schon a. a. O. S. 27. „Der Wohlklang liebet die Stärke, welche „durch gut vereinte Mitlauter entsteht, und „ihm mißfällt blos die durch das Aushal-

---

„pohlisch" in keiner Hinsicht berechtigt wären. Aber wozu diese Neuerungen überhaupt? da wir die so ganz unbemerkbaren, kleinen Fehler, mit so grosser Aengstlichkeit zu rügen, keine gegründete Veranlassung finden. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit vielen andern abgeleiteten Eigennahmen, welche man nach ihren Urnahmen gesprochen und geschrieben haben will; wie man z. B. die „Lateiner" durchaus in „Latiner" und „lateinisch" in „latinisch" abzuändern begehrt. In der platteutschen Mundart spricht man diese Wörter also, wie man auch „dütsch" sagt für „teutsch". Aber das e in den Wörtern „Latein — lateinisch" liegt in dem Geiste der teutschen Schriftsprache und es wäre eine unnütze Peinlichkeit, dasselbe jetzt noch herauswerfen zu wollen, um die Ableitung von dem Urworte rechtfertigen zu wollen.

Eine solche Ableitesucht würde uns auch nöthigen, viel andere Wörter der Art abzuändern, und z. B. nicht „preußisch" sondern „prußisch", nicht „Preußen" sondern „Prussen" zu sagen, weil das Urwort „Prussy" heißt.

„ten erzwungen Ueberstärke. Wenn der Deut„sche in gewissen Gegenden betäubt; so muß „der Ausländer der Sprache nicht aufbürden, „was der versieht, welcher so harthörig und „schwerzüngig ist."

Ich kann daher auch nur zugeben, daß im Allgemeinen eine Sprache vor der andern weicher ist, und daher auch dem Weichling angenehmer ins Gehör fallen mag, behaupte aber zugleich, daß nur eine ungerechte Vorliebe für irgend eine der fremden Sprachen, den Haß gegen die unsrige erzeugt, oder doch die vermeintlich mindere Annehmlichkeiten in derselben so gar mühsam hervorsucht. Es kommt aber auch sehr viel — ja alles — darauf an, mit welchem Tone man ein an sich für hart geachtetes Wort ausspricht, und ob man es thut mit unnöthiger Anstrengung sei: Sprechglieder, oder ob man diese Strenge der Bedeutung des Worts angemessen mildert. So wie man z. B. das Feuer in den Augen einer geistreichen Frau, nicht mit eben dem Tone aussprechen kann, als das Feuer, mit welchem eine bewaffnete Kriegsschaar, auf den Feind zu schiessen, befehliget wird.

Doch es wird, mit Herrn Krug, besonders dafür gehalten, daß die meisten Uebellaute

durch Zusammensetzung der Wörter entstehn, wie z. B. in „Selbstständigkeit, Selbstthätig„keit, Selbstpflicht, Selbstlauter, Selbstliebe, „Selbstsucht, Selbstherrscher, Selbsterkentniß" u. m., aus welchen Wörtern man das erste st wegwerfen will. Aber, wenn gleich hin und wieder gegen dies Wegwerfen nichts bedeutendes zu erinnern wäre, so würd' es doch nicht unbedingt und uneingeschränkt zu billigen seyn. Ich kann mich nicht überzeugen, daß, wie H. K. dafür annimmt, das „selbst" aus dem Neutrum „selbes" entstanden, indem man ihm das t unnöthig angehängt; vielmehr möchte ich behaupten, das Wort „selbst" ist für alle drey Geschlechte (genera), „selber — selbe — selbes" aber für jedes derselben besonders, ganz eigens gebildet, um anzudeuten, daß eine Sache allein oder einzig sey, und die Wörter „derselbe — dieselbe — dasselbe" dazu gebildet worden, um dadurch anzudeuten, daß man kein Anderer — keine Andere — kein Anderes sey." Daher möchte „Selbständigkeit" einen andern Sinn haben, als „Selbstständigkeit", und eben so die andern der obengenannten gleichmäßig zusammen gesezten Wörter, besonders „Selbherrscher" und „Selbstherrscher." In „Selbbewustseyn" würde

das

das st in „selbst“ schon zur Erleichterung des Aussprechens nöthig bleiben, indem sonst das b zweymal hintereinander, nemlich am Ende der ersten und am Anfange der zweiten Spelle vorkäme, jedes auch besonders ausgesprochen werden müßte, welches, wie ich unten näher zu zeigen, mich bemühen werde, das Aussprechen erschwert, und eben dadurch einen Uebellaut hervorbringt.

Mit vollem Rechte tadelt dagegen H. K. das Anhängen des t in den Wörtern „ge„radlienig — dreieckig — waldig — holperig „— winklich — schwindlich“ ꝛc. indem das Anhängen des t in solchen Wörtern, das Aussprechen wirklich erschwert, eben dadurch einen Uebellaut verursacht und an sich ganz entbehrlich ist, so wie ich mich auch nicht erinnern kann, bei guten Schriftstellern diese Wörter mit dem t in geradlienigt — dreyeckigt ꝛc. also entstellt befunden zu haben. Die Weglassung des t in „mittelst“ und die Auslassung der ersten Spelle in „vermittelst“ ist auch aus den von ihm angegebenen Gründen sehr zu empfehlen, indem man mit dem daraus gezogenen „mittels“ überall gleich gut ausreicht. Eben so ist die Weglassung des t in „längst“ der Sprachrigtigkeit wegen schon, empfeh-

lungswerth, wenn es z. B. in der Redensart „längs der Küste" u. d. gebraucht wird, wo es auch das Aussprechen, durch das vor dem d im Anfange des folgenden Wortes befindliche t, erschweren und übellautig werden würde; wohingegen in dem, die verflossene Zeit andeutenden „längst", z. B. „längst vergessen", das t nicht wegbleiben kann und darf. Bey dem vielfältig ganz unnütze und sogar sprachwidrig eingeschalteten oder angehängten und eben daher übelklingneden s, find ich auch den Vorschlag des H. K. sehr annehmlich, wenn er in den Wörtern „jenseits — diesseits — niemals — jemals — ehmals" u. d. m. das am Ende angehängte s weggelassen haben will, wie das auch schon grossentheils geschieht. Dagegen kann ich ihm nicht beypflichten, wenn er des vermeinten Wohllauts wegen, in den Wörtern „fordern — Forderung „— befördern — Beförderung" das erste r und in „Bürgermeister" das zweite r weglassen, „Wörter" und „Örter" aber aus unsrer Sprache ganz verbannen will.

In „fordern" und „fördern" kann schon der richtigen Ableitung wegen das erste r nicht wegbleiben, und wenn ich mich blos auf den Wohllaut beschränke, so deuten beide

Wörter etwas gebietendes an, die anscheinende Härte in dem zweimal darin vorkommenden r entspricht daher sehr wohl dem anzudeutenden Begriffe und ist mithin sehr sinngemäs. Das gedehnte o find' ich auch durchaus nicht so besonders wohllautig, als z. B. in Noth — Tod — Koth u. d. — in „lodern — modern — fodern". Nach meinem Gehör und Gefühl klingt „fordern" viel besser, und so wie ich Niemanden seine Liebe zur Weichlichkeit mißgönne, so hoff' ich auch, daß man meinen Sinn für die abwechselnde, in dem vaterländischen Naturwesen gegründete Härte, verzeihlich, wenn gleich nicht allgemein nacheifernswerth finden werde. Bey der vorgeschlagenen Umstaltung des Worts „Bürgermeister" muß die Verschiedenheit der Benennungen „Bürge" und „Bürger" sehr wohl berücksichtiget werden. Eine kann man für die Andre in keinem Fall gebrauchen und „Burgemeister" wäre nicht sprachrichtig, sondern man müßte wohl eigentlich „Burgmeister" sagen. Aber ich halte dafür, das Wort sey ursprünglich nicht aus „Meister" und „Burg" oder „Meister" der „Burg" sondern aus „Bürger" und „Meister" zusammengesezt, indem man damit andeuten wollen, die erste

oder obrigkeitliche Person, sey Meister der Bürger und nicht der Burg. Man hat mich durch Aussprüche mehrer Sprachforscher von der Unrichtigkeit dieser, und von der Richtigkeit der gegenseitigen Meinung zu überführen gesucht, aber ich kann mich davon nicht überzeugen, wenn ich gleich nicht bestreiten will, daß die Aufsicht über die Burg selbst, ebensowohl einen Meister erfordert, als die Aufsicht über die Bürger. Ich halte die letztere für zunächst wesentlich oder für nothwendiger als die erstere, und diese mithin für untergeordnet oder minder nöthig.

Für „Wörter" und „Örter", allein „Worte" und „Orte" bestehen zu lassen, scheint etwas annehmlicher, aber nicht aus haltbaren Gründen. „Wörter" und „Örter" sind, wenigstens nach meinem Gefühl, keinesweges so übellautend, daß sie ebendeshalb schon aus unsrer Sprache verbannt werden müßten und wir würden wahrlich sehr viele neue Wortschöpfungen vorzunehmen haben, wenn wir in allen ähnlichen Wörtern das r für so schlechtlautend halten wollten. So klingen, nach meinem Gehör, „Worte" und „Orte" um so viel schöner nicht, daß ihnen jene ihren Platz

deshalb schon ganz räumen müßten; wiewohl es auch hiebei darauf besonders ankommen dürfte, ob man „Wörter“ und „Örter“ mit übermäßiger und unnöthiger Kraft-Anstrengung und Überspannung der Sprechglieder aussprechen will — wie das die Tadler gewöhnlich thun — in welchem Fall sie allerdings rauh und übeltönend lauten müßten. Klopstock behauptet a. a. O. S. 78. mit allem Recht: „Nur der Redende hat Schuld, „wenn das Wort rauh wird. Er hat dann „entweder unter den Worten nicht gut ge„wählt, oder er spricht nicht gut aus. Stark „und sanft ist der Wohlklang ein guter Mann. „Wenn ein rauhes Wort das einzige wählba„re ist, weil kein Anderes den Gedanken mit „gleicher Richtigkeit ausdrückt, so mildert es „in diesem Falle der Redende. Wie wenig „wissen die Deutschen von diesem Mildern. „Sie können es, sie thun es nur nicht, denn „es liegt ihnen überhaupt nichts daran, daß „sie ihre Sprache recht sprechen“. Ob und in wiefern er auch in dieser so allgemein ausgesprochenen Anschuldigung Recht hat, übernehme ich nicht zu verantworten. Jetzt, wo so viele Vaterländer an der guten Sache mit

allem Eifer arbeiten, würde der biedre Erzvater ohne Zweifel anders absprechen.

Der Sprachgebrauch hat unter andern auch dem „Worte machen" einen ganz andern Sinn zugeeignet, als dem „Wörter machen". „Worte machen" heißt von einer Sache viel oder wenig sprechen, also schon etwas zusammenhangendes; „Wörter machen" aber heißt, einzelne Wörter bilden. Daher auch von einer weitläuftigen Rede ohne bedeutenden Gehalt, das Sprichwort entstanden ist: „viel Worte, aber wenig Wörter", d. i. wenig Sinn. Zwischen „Örter" und „Orte" hat auch der Sprachgebrauch ebenfals einigen Unterschied gelegt, und schon in der Hinsicht, daß „Worte" und „Orte" auch in der Einzahl, nemlich im zweiten und fünften Biegefall gebraucht werden, würden „Wörter" und „Örter" nicht zu verwerfen seyn, um Irrungen und Mißdeutungen zu vermeiden.

2tens findet man in unsrer Sprache übellautend, die Wiederholung mehrer ganz gleichen, oder doch gleichlautenden Spellen in einem Worte.

Mit mehren andern Sprachlehrern hat auch H. K. diesen Übelstand in den Wörtern

mehrere — mehrerer *) — erstere — erste-
rer — letzterer — öfterer u. d. m. getadelt
und wenn er nicht schon allgemein vermieden
wird, so liegt es wohl nicht daran, daß er
nicht entschieden dafür anerkannt würde, son-
dern mehr noch daran, daß man sich der so
tief eingewurzelten Schwächen nicht so leicht
entwöhnen kann. Eben so unbezweifelt, fin-
det der Unbefangene in den Wörtern „de-
rer — dererjenigen — denen — denenjeni-
gen — denenselben" u. a. m. das zweite er
und en als eine unnöthige Dehnung übellau-
tend, und bey den sorgsamern Schriftstellern
sieht man schon den Fehler vermieden, indem
statt der obigen gedehnten Wörter fast allge-
mein gesagt und geschrieben wird, „der — der-
jenigen — den — denjenigen — denselben".

*) Anmerk. Auf den von mehren Seiten über diese Verbesserung geäusserten Tadel, hat H. K. durch einen kurzen, aber sehr treffenden Aufsatz in dem 110ten Stücke der Leipziger Litteratur-Zeitung v. J. 1816 seine Meinung vollkommen gerechtfertigt. Herr Hofrath Wolke hat aber auch in seinem „Anleit" Satz 90 und 93. dieselbe Verbesserung, nicht nur des Wohllauts wegen, sondern auch aus Sprachgründen empfohlen.

Uebergangen find' ich aber noch den Fehler der Wiederholnng des un in den Wörtern ununterbrochen — ununtergebracht — unumwunden" u. a. m. Das Aussprechen solcher Wörter wird schwerfällig und daher übellautend. Das un ist sehr wahrscheinlich aus ohn entstanden, wie in den Wörtern „Unruh — Unmuth — Untugend — Untreue" u. a. m.; in wenig Wörtern hat es sich noch erhalten, als in „Ohnmacht — ohngefähr — ohnweit" u. d. Wo nun das un zweimal hintereinander vorkommt, da könnte man, wie es auch schon häufig geschieht, für das erste un sehr füglich ohn setzen, als „ohnunterbrochen — ohnuntergebracht — ohnumwunden". Man hat mir gelegentlich entgegengesetzt, das ohn sey mit un nicht gleichbedeutend, und könne daher das erstere für das letztere nicht gebraucht werden. Statt „ohnunterbrochen" würde richtiger gesagt werden können, „nichtunterbrochen — nieunterbrochen"; aber wenn ich gleich den Werth dieses Vorschlages nicht bezweifeln will, so find' ich doch das „ohnunterbrochen" ꝛc. gar nicht tadelhaft. Der Sinn des Worts „ununterbrochen" geht doch lediglich dahin, daß etwas ohne Unterbrechung Statt haben soll, warum will man denn

das „ohnunterbrochen“ nicht zweckmäßig, richtig und wohllautend finden? Ich kann das nicht einsehen, und die Meinung des Veraltens oder Gemeinwerdens mancher Wörter wird man doch wohl nicht wieder einmal billig finden wollen. Dagegen würden wir unserer Sprache Unrecht thun, wenn wir unbedingt jede Wiederholung gleicher oder doch gleichlautender Spellen in einem Worte für übellantend erklären wollten. Abgesehen von den aus fremden Völkern herkommenden Benennungen, als z. B. „Barbar — Tartar“ u. d. m. deren Härte durch die Dehnung des a in der zweiten Spelle gemildert wird, find ich z. B. das Wort „Verderber“, wenn es gleich dem Ohre allein nicht behagt, deshalb doch wohllautend, weil es dem dadurch anzudeutenden Gegenstande und Begriffe treffend anpaßt. Es muß ja hart klingen, weil es einen harten Begriff ausdrücken soll.

3tens hält man das zischende sch oder doch das eben so zischend ausgesprochene s für übellautend, und empfiehlt sehr eifrig damit eine Änderung. Allein, um die Sache nicht zu weit zu treiben, dürfte doch eine grosse Vorsicht und Behutsamkeit dabei anzurathen seyn, um nicht in Sprachwidrigkeit und Übel-

laut andrer Art auszuarten. Das zischende Aussprechen des einfachen ſ iſt freilich nicht zu billigen und man kann es füglich überall in ein reines ſ bringen, wiewohl es bei denjenigen äusserſt ſchwer halten dürfte, welche ſich an das ziſchende gewöhnt haben; aber das ziſchende ſch kann und darf nicht ausgerottet oder getrennt werden. Das Wort „Ziſchen" würde z. B. ſeinen ganzen Werth verliehren, wenn man das ſ von dem ch trennen und ein „Zis-chen" daraus machen wollte. Denn, ſo wie die meiſten teutſchen Urwörter nach dem Laute gebildet ſind, den die damit anzudeutende Sache von ſich giebt, ſo iſt dies auch der Fall mit dem „Ziſchen". Man gieſſe nemlich etwas flüßiges auf glühendes Eiſen oder dergleichen, ſo entſteht dadurch derſelbe Laut „Ziſch", mit welchem ihn unſre Sprache andeutet, und wenn man dieſen Laut ein „Zischen" nennen wollte, ſo würd' es dem Begriff davon nicht entſprechen. Ich räume ein, das ziſchende ſch iſt dem Ohr allein nicht angenehm, allein, ſeine Beſtimmung iſt auch nicht, angenehm zu klingen, weil es in dem voranführten und den meiſten andern Fällen etwas unangenehmes andeuten ſoll, wie dies das Ziſchen z. B. unleugbar iſt. Daher iſt

auch das Auszischen bei öffentlichen Auftritten, als ein Zeichen des Mißfallens eingeführt, und, wenn man haben will, daß etwas widriges, wie z. B. das Geräusch einer unruhigen oder lärmenden Gesellschaft, aufhören soll, so zischt man gewöhnlich, um die Unannehmlichkeit bemerkbar und ihr ein Ende zu machen. Eine diesem entgegengesetzte Erscheinung ist jedoch auch das durch ein vorangesetztes t noch härter gemachte sch in dem einen Beifall andeutenden Händeklatschen, wo dies Wort den Laut unverkennbar ausdrückt, und daher unentbehrlich und schlechterdings durch eine Abänderung nicht zu verbessern ist.

Folgen aber zwei zischende sch unmittelbar auf einander, so wirkt das mehr noch, als

4tens überhaupt bei allen gleichen oder doch mit einander verwandten Sprechlauten, einen Übellaut, welcher dadurch entsteht, daß das Aussprechen des zweiten dieser Sprechlaute erschwert wird, weil dazu dieselben Sprechglieder von dem erstern, wiederholt gebraucht werden müssen. Soviel möglich, werden dergleichen Zusammenstellungen gleicher, oder doch verwandter Sprechlaute zu vermeiden seyn, aber ganz unvermeidlich sind sie

nicht; wie z. B. in „Fischschuppe — Fleischschüssel", selbst in den Wörtern „Fleischspeise — Fischspeise — Geistesschwäche" u. d. m., wenn gleich eins von den beiden s nicht zischend ausgesprochen würde.

Verwandte Sprechlaute in dieser Beziehung, nenn' ich diejenigen, welche mit ebendenselben Sprechgliedern, stark oder schwach, hart oder weich, ausgesprochen werden müssen, als b und p — d und t — k und q — g und j und h — v und w und f — sch und s und z. Wo diese Sprechlaute gleich hintereinander folgen und jeder dennoch besonders ausgesprochen werden muß, als z. B. in „Gemüthszustand — Erbprinz — Blutdurst — platteusch — Wurfwerk" u. a. m. da wird das Aussprechen des zweiten verwandten Sprechlautes immer schwierig und dadurch eben entsteht der Übellaut. Er ist, wie schon bemerkt, nicht überall zu vermeiden, aber man muß darum doch sehr besorgt seyn, wenn man mit Wohllaut sprechen will, und besonders da, wo nicht beide Sprechlaute blos durch eine fast unmerkliche Verlängerung in einen, so zu sagen, verschmolzen, oder durch vermehrte Härte fast als ein Sprechlaut ausgesprochen

werden; wie z. B. in „Treppe — Zettel — Mittel — Rütteln — Schuppen — Schippe“ mit ganz gleichen Schprechlauten; imgleichen in „Brodteig — Waidtasche — Jagdtasche“ ꝛc. mit verwandten Sprechlauten.

Was H. K. in dem zweiten Abschnitt seiner Abhandlung „von der Befördeeung des „grammatischen Wohllauts der teutschen Spra„che in Ansehung der Selbstlauter“ empfiehlt, und besonders von dem Weglassen des e in „sein für seien — stehn für stehen — gehn für gehen — rechnen für rechenen — zeichnen für zeichenen — habt für habet — lobte für lobete — Gnüge für Genüge — bekennt für bekennet — willkommner statt willkommener — überlegner statt überlegener — ununterbrochner für ununterbrochener — bedeutendste für bedeutendeste — drohendste für drohendeste — wüthendste für wüthendeste“; imgleichen von dem Abkürzen einiger Wörter, nemlich des „fragte“ oder „fragete“ in „frug“ — des „bratete“ in „briet“ — des „backte“ oder „backete“ in „buck“ — des „ladete“ in „lud;“ ferner vom Auslassen des e vor dem s der Genitiven, als in „Königs“ statt „Königes“ „Herzogs“ statt „Herzoges“ — „Trunks“ statt „Trunkes“ — „Spiels“ statt „Spieles;“

desgleichen im Dativ der Wörter „König — Gemüth — Gebüsch"; so wie auch sogar im Nominativ, wenn zwei Selblauter auf eine mißtonige Art zusammenstossen, als „Sonn' und Mond" statt „Sonne und Mond" — „Aug' und Ohr" statt „Auge und Ohr" — „Nas' und Mund" statt „Nase und Mund" „Lieb' um Liebe" statt „Liebe um Liebe." Das hat Longolius im dritten Teil seiner „Einleitung zu gründlicher Erkäntniß der teutschen Sprache" Seite 554. §. 17. im Jahr 1715 schon, ebenso gelehrt, und alles dies unterschreib' auch ich mit voller Überzeugung, auch glaube ich, daß diese Regeln schon ziemlich allgemein angenommen sind. Aber, wenn H. K. ausserdem das e dessen häufige Wiederkehr auch die Singbarkeit unserer Sprache, seiner Meinung nach, so sehr beschränken soll, im Allgemeinen ein leidiges e nennt, wenn er es als einen Übelstand in unsrer Sprache rügen will, „daß fast alle weibliche Reime in „den Versen unsrer Dichter jenes e hören las„sen, als in Sonne — Wonne, Liebe — „Triebe, Lüfte — Düfte, Trauer — Bauer, „leider — beider, Himmel — Gewimmel, „Bandes — Landes, gehen — stehen, trügen — „fügen, trauen — schauen, weinen — schei-

„nen, fluchen — suchen, beten — treten"
u. s. w. so ist mir das unbegreiflich *)

---

*) Anmerk. Ungerecht ist ꝛc. Radlof gegen das e nicht minder, wenn er es in vielen Wörtern gewaltsam herbeizerrt, um es schlecht zu machen und wenn er es am Ende „fade" nennt. Man sehe seine „Trefflichkeiten der südteutschen Mundarten" v. J. 1811 Seite 15. Ob die Seite 9 bis 16 vom ihm aufgestellten „Foderniße des Wohllautes" Stand halten werden, muß eine nähere Bearbeituug und Beleuchtung derselben ausweisen, wozu ich mich nicht berufen fühle. Der, S. 17 bis 25 gerühmte „Vorwerth der Voll-Laute" will mir, in Hinsicht auf den Wohllaut, nicht überall einleuchten, wenn ich ihn gleich in der alten Kraftsprache wohl anerkennen muß. Dasselbe gilt mir auch in Ansehung aller übrigen wahrhaft treflich an- und ausgeführten Treflichkeiten. Klopstock sagt zwar in Betref der Reime im Allgemeinen, S. 64. a. a. O. „Der Wohlklang rechnet die Ein-„bildung für zwei, aber der Reim ist Übellaut: „er ist dies selbst dann, wenn seine Worte auch „noch so gut klingen". Das en vertheidigt er aber S. 98. mit den Worten: „Warum zürnen wir „denn so auf en? es hat ja einen sanften Klang. „Wenn die Euphonie nicht durch Selbstlaute endi-„get, so thut sie es gewöhnlich durch en". Und

Ohne Zweifel wird, wie H. K. auch anführt, ein Gedicht wegen seiner Eintönigkeit, unerträglich, wenn es von lauter solchen und ähnlichen weiblichen Reimen zusammengesetzt ist, um etwan ein ausländisches Gedicht getreu zu übersetzen oder nachzuahmen; eben so unbezweifelt würde unsre Sprache, aus derselben Ursache, unausstehlich klingen, wenn sie aus lauter solchen weiblichen Reimen, oder auch nur aus dergleichen Wörtern allein bestünde, welche das e immer wieder hören liessen; so wie z. B. das weibliche Geschlecht überhaupt, ziemlich alle seine Anmuth — alle Schönheit — jeden Reiz verlieren würde, wenn es in seiner Einförmigkeit, allein und ohne das männliche Geschlecht, ewig dastünde.

Doch vermischt mit ebensoviel Männlichkeit — welche ohne die Weiblichkeit, ebenso einförmig und mißfallend erscheinen dürfte — gewinnt das zusammengesetzte Ganze, seine gemeinschaftliche Theilnehmung, die daraus hergehende Anmuth, und so auch der weibliche Reim

---

wir wollen das so schlecht machen, was mit einer solchen Wahrheit, von einem so treflichen Sprachforscher, schön gefunden ward.

Reim im Gedichte, mit ihm aber auch das e an gehöriger Stelle, seine Zierde — seinen Wohllaut. Zergliederungen, zum Beweise dieses Behauptens, würden ein weitläuftiges Buch veranlassen, und zur Ueberzeugung werden sie, glaub' ich, nicht erst nöthig seyn.

Mit wahrem Erstaunen muß man aber wahrnehmen, daß H. K. in demselben Abschnitt, nach ebendenselben Grundsätzen, sich auch die Verbesserung der fremden Wörter in unsrer Sprache angelegen seyn lassen will; als, „reell „— ideell — materiell — formell — generell — „speciell — universell — partikulär — vulgär „— familiär — regulär — Kommißär — Sekretär" u. s. w. Ein unleugbarer Uebelstand, in und an sich selbst, bleibt der Gebrauch fremder oder doch fremdartiger Wörter in unserer so überaus wortreichen Sprache immer, er mag noch so zierlich und noch so schön klingend dem Gehör dargebracht werden; und wer kann leugnen, daß dergleichen, ursprünglich aus Einfalt und, gelinde gesagt, aus unzeitiger und lächerlicher Eitelkeit hervorgegangene Fremdlings-Wörter in unserer, so treflichen Sprache, wahre Schandsäulen sind, die man nicht zu verschönen oder zu verzieren, sondern mit Stumpf und Stiel auszu-

rotten bemüht seyn müßte. Verzeihen kann man die Versündigung an unserer so reichen — so edeln — so sehr noch ausbildbaren Sprache, wenn aus Unkunde oder aus thörigtem Wahne, fremde Wörter, so wie sie dort bestehen, ganz aufgenommen werden, weil der zu Bedaurende, mit gleichem Wohllaute oder Wohlgefallen, kein eignes darin zu finden weiß. Zu entschuldigen ist z. B. auch ein Geistlicher, welcher sich vor dem Altare nicht im bunten Kleide zeigen darf — welcher auch seine Kanzelrede nicht, gleich einem gespickten Wildbraten, in bunte Wörter einzukleiden wagen kann; wenn er seinem bequemen buntscheckigen Schlafrocke eine Lobrede hält, um der, unsrer schwachen Natur so eigen gewordenen Abwechselung zu fröhnen. Aber dem reingesinnten Vaterländer von teutscher Biederkeit und Treue, kann es nur greuelhaft ertönen, wenn er hören muß, daß fremde Wörter, die wir selbst noch besser haben, durch teutsche Biegung oder Endung verunstaltet und wahre Mißgeburten daraus gebildet werden, als da sind: „realisiren — idealisiren — formiren — admiriren — meritiren — veneriren — familiarisiren" und was es sonst von dergleichen Unwesen noch mehr giebt. Ich

frage mit Recht: was ist dem Teutschen so wohllautend in diesen Erbärmlichkeiten? und wie läßt sich der Wohllaut darin verbessern, ohne den so ganz eigentlichen Mißlaut zu vergrössern? Eine unwürdige Arbeit würde ich vorzunehmen glauben, wenn ich noch ein Andres Wort darüber verlöhre, als: ewigen Haß solchen Verunstaltungen unserer so vortreflichen vaterländischen Sprache *).

---

*) Anmerk. Bey diesem Schwur, wird mancher mich einen „furieusen Puristen" schimpfen, aber ich werde demungeachtet Niemanden einen „perseverirenden Cloacisten" heissen. Ich gehe auch keinesweges auf die so sehr wunschwerthe Sprachreinigung so wüthend aus, als manche meiner so sehr eifrigen Genossen; ich lasse mich billig finden, und liebe sogar brüderlich diejenigen, welche nicht rein vaterländisch sprechen können, so wie ich mich selbst von dieser zur Gewohnheit gewordenen Schwachheit nicht freizusprechen, auch nicht einst freizumachen, sogleich vermag. Aber bey dem Sinnspruch: „Wer nicht rein teutsch sprechen will, der wird nie rein teutsch denken, gewiß nie rein teutsch handeln", welchen ich meinem „Wörterbuch zur „Beförderung der teutschen Sprachreinigung" vorgesezt habe, werd' ich immer fest beharren. Herr

Endlich empfiehlt H. K. in demselben Abschnitt uoch das Weglassen des e in dem Wörtchen es, indem man das s an das vorhergehende Wort anschleift, wie dies auch schon Longolius im dritten Teil seiner Einleitung rc. S. 636. §. 21. im J. 1715. ebenfals gelehrt hat; als, „er sprachs" anstatt „er sprach es" „hab' ichs" anstatt „hab' ich es"; und in der Umgangssprache wirft er das e weg, selbst wenn es am Anfange einer Redensart gebraucht wird, z. B. „'s ist hohe Zeit", anstatt, „es ist hohe Zeit". So findet er auch gut, was Longolius im angeführten Werke S. 630.

---

rc. von Kotzebue meynte zwar in einem Volksblatte, „es würden doch wohl Ausnamen Statt finden", aber ich behaupte, eine Ausname würde hier geradehin einen Widerspruch in sich selbst enthalten; denn ich lege das ganze Gewicht des Sinnspruchs auf den Willen und nicht etwan auf das Können oder Mögen. Das Sprechen ist die erste Handlung des Menschen, welche aus dem Geiste hervorgeht, und wer nicht rein teutsch sprechen will, der versündiget sich schon an den Erstlingen der teutschen Geisteskraft, und handelt mithin nicht rein teutsch. Gute Gesinnungen vertreten nicht immer die Stelle guter Handlungen und am wenigsten bei der Sprachthätigkeit.

§. 7. gleichmäßig gezeigt hat, nemlich die Zusammenziehungen in den Wörtchen „im“ für „in dem“ — in „zum“ für „zu dem“ — in „beym“ *) für „bey dem“; imgleichen die Abkürzungen „deshalb“ für „deshalben“ — „darinn“ für „darinnen“ — „inhaben“ für „innehaben“ — „jeder“ für „jedweder“; wogegen nichts erhebliches zu sagen ist, so wie denn auch diese Verbesserungen schon ziemlich allgemeiu geworden sind.

Im dritten Abschnitt seiner Abhandlung tadelt H. K. die, allerdings „unangenehm lau„tende und sehr schwierig auszusprechende, ja „oft dem Gedächtniß entgehende Anhäufung „so vieler Sylben in einem Worte“ und wenn er für die Wörter „ununterbrochen“ — „stetig“, für „mannigfaltig“ — „mannigfach“, für „anderweitig“ — „anderweit“ für „Habsüchtigkeit“ — „Habsucht“ empfiehlt, so läßt sich dagegen nicht viel einwenden, wiewohl

---

*) Anmerk. Ich muß hier die Feinde des y um Nachsicht bitten, daß ich es fast überall beybehalte, indem ich's nicht verwerfen kann, so lange mir der Unterschied zwischen sein und seyn — Ey und Ei — Styl und Stiel, nicht auf eine andre und beßre Art, eben so anschaulich gemacht werden kann.

auch ein jedes der angeführten zur Abkürzung empfohlnen Wörter, immer noch seinen eignen Werth behaupten dürfte. Das übrige erstreckt sich aber auf die „ellenlangen" Geschäfts- oder Aemter-Titel, als „Oberkonsistorialräthe, — Oberamtsregierungsräthe — Oberhofgerichtsräthe — Oberlandesgerichtsräthe — Reichskammergerichtsräthe" u. d. m.; und kommt denn noch vorne etwan das „Geheime" und hinten das „Adjunkt" oder „Substitut" hinzu, so kann das wohl einem Schauspiel-Dichter Gelegenheit geben, seinen Witz darüber spielen zu lassen, aber mir gebührt — ehrerbietig davon zu schweigen *).

---

*) Anmerk. Unzufriedenheit wird dieser Tadel des H. K. bei denjenigen erregen, welche dergleichen überlange Samm-Wörter [zusammengesezte Wörter] zu empfehlen gut gefunden; wie z. B. Herr Hofrath Wolke in seinem Anleit. Seite 295. die „Wohllautregellere", S. 303. „Anmuthbegabin — Anmuthbeschenkin" ꝛc. Seite 304. die „Himmelanhebin — Himmelbeschreibin — Himmellustbeschenkin — Himmellustbelonin — Himmellustentzückin — Himmellustgenisin — Himmellustgewärin Himmeltrosterfreuin — Himmeltrosterkwikkin" ꝛc. S. 305. „Wonnebeförderin — Wonnebeglükkin —

Nach der im Eingang angegebenen Eintheilung gehe ich nun über, zum *Wohllaut*

Wonnelustmachin — Wonnespielsuchin — Wonnespielverschaffin" u. d. m. die dort aufgeführt stehen.

Klopstock hat auch schon a. a. O. S. 212. gegen das Zusammenhäufen vieler Worte in eines, geeifert, indem man zu seiner Zeit, z. B. „Körperundgeisterwelt — Steinpflanzenundthierreich — Landundseemacht — findewortend — liebekunstend" u. d. m. einführen wollen; aber seiner Aeußerung über die Sammwörter im Allgemeinen, kann man wohl nicht ganz beypflichten, wenn er nemlich S. 219. sagt: „vereinte Wörter als Haberecht — Waghals — Springinsfeld ꝛc. haben ausser der mißrathenen Bildung, auch etwas Gemeines, oder sie bekommen dieses vielmehr durch jenes; denn das Unrichtige des Gedankens verunedelt ihn zuweilen". Leztères dürfte wohl nicht nur zuweilen, sondern *immer* der Fall seyn, aber nicht *alle* zusammengesezte Wörter haben eine mißrathene Bildung, und diese können daher auch nicht etwas Gemeines haben, wenn sie nicht gemeine Dinge benennen, und wenn sie nicht unrichtig zusammengesezt sind. Eine unbezweifelte Wahrheit ist aber auch in dieser Hinsicht, Seite 293. ausgesprochen, wenn es daselbst heißt: „Der Gedanke beruht auf dem Worte, „wie auf ihrem Gestell die Bildsäule steht; diese „stürzt hin, wenn jenes nicht tragen kann".

in der Rede oder zum Redewohllaut, aber eine ausführliche Zergliederung desselben würde mich auf die Wohlredenheit und mithin über die Grenzen hinausführen, welche ich mir gegenwärtig gesezt; daher ich mich blos auf einige Bemerkungen, über den eigentlichen Sprechwohllaut einschränke, welcher nur einen Teil der Wohlredenheit in sich begreift, wiewohl er mit dem Wortwohllaut die Stützen oder Grundpfeiler derselben ausmacht, und noch nicht so sehr beleuchtet ist, als er es wohl verdient. Es scheint, als ob dieser Sprechwohllaut mit dem Wort-Wohllaut gleichbedeutend sey, indem die Uebellaute in beiden Fällen fast durchgängig aus gleichen Grundursachen entstehen und die Mittel zu deren Behebung ziemlich gleichartig seyn dürften, allein, da bey dem Wort-Wohllaut doch nur von einzelnen, bey dem Sprechwohllaut hingegen als Teil des Rede-Wohllauts, von aneinander gereiheten Worten die Rede ist, so findet auch einiger Unterschied zwischen beiden wohl Statt.

Die Anhäufung der Worte, welche wegen der vielen Mitlauter hart klingen, findet man hier auch übellautend, und daß dem also sey, kann nicht geleugnet

werden. Zu vermeiden ist dieser Uebellaut bey der unbezweifelten Reichhaltigkeit unsrer Sprache, fast in allen Fällen, wenn man auch keine Umschreibungen zu Hülfe nehmen darf, aber es wird diese anscheinende Härte zuweilen auch zu einem Wohllaut im eigentlichsten Sinne, wenn sie das mit Wahrheit sogar empfinden läßt, was sie andeuten soll. Z. B. in den Worten „fürchterlicher Brand — mörderischer Krieg — rasender Mord — räuberischer Uebetfall — zertrümmender Schiffsbruch“ u. d. m. Sie klingen dem Ohr allerdings nicht angenehm, und erwecken sogar eine widrige Empfindung, aber eben dadurch erfüllen sie ja ihren Zweck, denn sie haben nicht etwas angenehmes darzustellen, sondern, einen eben ihren Lauten anpassenden rauhen Gegenstand, und gerade dadurch werden sie auch wohllautend, indem sie dem Verstande genügen und dem Gefühl eine der Sache angemessene Empfindung mittheilen; so wie im Gegentheil milde Worte eine sanfte Teilname erwecken und ebenso einen Wohllaut andrer Art erzeugen. Es kommt hier auch freilich darauf besonders an, mit welchen Tönen die Worte gesprochen werden, und ich habe einst selbst die unangenehme Erfahrung gehabt, daß

ein in bescheidenen Ausdrücken von mir abgefaßtes und eben so bescheiden gemeintes Schreiben, für unanständig erklärt worden, weil es einem Andern gefiel, dasselbe in unbescheidenen Tönen zu lesen. Die „sanfte Liebe“ mit stürmischer Stimme ausgesprochen, wird einem der zärtlichsten Empfindungen fähigen Herzen, abschreckend; und „der brüllende Löwe“ mit sanften Tönen gesprochen, wird, wenigstens in den ersten Augenblicken, nicht furchtbar erklingen. Aber ich setze voraus, daß die darstellenden Worte, immer mit den ihren Bedeutungen angemessenen Rede-Tönen vorgetragen werden, und dann werden sie mit der Sprechgerechtheit auch ihren Wohllaut nicht verfehlen *).

---

*) Anmerk. Longolius sagt schon in seiner oben bereits angeführten Einleitung ɛc. Seite 109. §. 8. 9. 12. und 13. „Will man bey Aufsuchung „tüchtiger Expreßionen zugleich auf die Weiche und „Härte der Buchstaben und Sylben Achtung geben, „und solche der Zärtlichkeit und Majestät der Sa„chen proportioniren; so wird es ohne Anmuth „nicht abgehen“.

„Nötiger ist die geschickte Veränderung des „Tonfalles: welcher aber viel leichter und unge„zwungener zu lernen ist, wenn man merkt, daß

Ich schliesse diesem Satze an, die **übellautende Wiederholung ganz gleicher**

„man sich durchgehends für Zusammenstossung vie„ler starken oder allzuschwachen Sylben, imglei„chen für öftere Zusammenschlagung der Accente „zu hüten habe“.

„Die rechte Aussprache eines Perioden besteht „darin, daß nicht nur alle Buchstaben nach Sprach„manier, und alle Sylben nach Verhältniß ihrer „Schwäche und Stärke unverzerrt und unverbissen „lang oder kurz ausgesprochen werden, sondern, „daß auch ein jedes Wort seinen rechten natürli„chen, die nachdrücklichen ihren behörigen Accent „bekommen“. Den natürlichen Accent der Wör„ter giebt die Erkäntniß jeder Sache insonderheit: „der besondere Accent aber gründet sich in dem „Nachdrucke eines Wortes bey den oder jenen Um„ständen, in dessen Ansehung es ein Redner vor „andern betrachtet haben will. Und weil hiebey die „Affecten viel zu thun haben, muß man sich selbige „die Zunge führen lassen, wo man seine Sache „nach Würden vorbringen will. Also ists ein Un„verstand, Worte, darin eine Demuth steckt, derb „und helle auszusprechen und das was man in „Autorität vortragen soll, mit lachendem Munde „oder barmherziger Stimme vorzubringen“. So treffend und richtig lehrte man schon vor hundert Jahren.

oder doch gleichtönender Worte hintereinander. Die unmittelbar nacheinander wiederholten ganz gleichen oder doch gleichlautenden Wörter, das ist, solcher Wörter, welche mit ebendenselben Sprechgliedern ausgesprochen werden müssen, erschweren das Aussprechen des zu wiederholenden Wortes mehr oder weniger, jenachdem sie hart oder milder sind, und erzeugen ebendadurch einen Uebellaut. Ich frage z. B. „Wie viel ist das Pferd werth?" Ohne Zweifel wird das Aussprechen des lezten Wortes schwerfällig, weil zu dem unmittelbar vorhergegangenen Worte, eben dieselben Sprechglieder gebraucht worden, und, daß die Zusammenstellung beider Wörter „Pferd werth" nicht wohl lautet, ist, nach meinem Gehör, nicht zu bezweifeln. Mit den Worten: „ich weiß noch nicht, wer künftig mein Wirth wird", ist dies ganz gewiß derselbe Fall. Nicht minder liegt ein Uebellaut in den bey uns so sehr oft vorkommenden Worten „darauf aufmerksam". Man kann dergleichen widrige Laute durch Versezung der Wörter sehr leicht vermeiden.

Weniger schlechtlautend ist die Zusammenstellung der Wörtchen „der der — die die — das das"; z. B. wenn man sagt: „der Mensch,

„der der Bösewicht ist", oder „der der „Tugend ergeben ist" — „die Frau, die die „Sanftmuth selbst ist" — „das Weib, das „das blaue Auge — das das schöne Kleid „hat" ꝛc. Selbst wenn zwischen dergleichen Wörtern ein Haltzeichen (Komma) sich befindet, leidet der Wohllaut dennoch: z. B. in den Redensarten „wer weise ist, ist auch tugend„haft" — „wer böse wird, wird auch wie„der gut" — wer gut spricht, spricht auch „schön" — „wer im Hause bleibt, bleibt „auch in der Stube" — „wer übel thut, „thut nicht gut" u. d. m. Daß dergleichen unmittelbare Wiederholungen, welche, wenigstens nach meinem Gefühl, übellautend sind, sorgfältig zu vermeiden seyn möchten, scheint nicht zweifelhaft, und die Erreichung dieses Zwecks ist, bey dem Wortreichthum unsrer Sprache, gar keinen Schwierigkeiten unterworfen. Unvermeidlich sind sie jedoch bisweilen auch, wenn man z. B. sagen will: „richte „für vier Personen an" u. d. So etwas kömmt aber nur selten vor, und ist daher nicht besonders bemerkbar.

Hierher gehört ferner auch die unmittelbare Zusammenstellung gleichendiger Wörter, als z. B. in den Aeußerungen: „dieser Mensch

„haßt gewöhnlich unversöhnlich", oder „sey doch künftig vernünftig" u. d. m. Ich glaube der Uebellaut ist hier unverkennbar.

Sodann muß ich bemerkbar machen, daß die Zusammenstellung gleicher oder doch verwandter Sprechlaute am Ende des einen, und am Anfange des folgenden Wortes, das Aussprechen ebenfals erschweren, und daher als übellautend eben so wie beym Wortbau möglichst zu vermeiden seyn dürfte. Z. B. man wollte sagen: „das Schwerdt dringt trennend „durch Christels Stirne" oder „wirf fort tau„send Taler räuberischen Neidern" oder auch mit den Selbstlautern: „ehe eine Eiche einige „ebene Aeste erhält" ꝛc. Wem wird nicht die Schwerfälligkeit dieser Worte im Aussprechen und damit auch der Uebellaut einleuchten?

Uebellautig findet man auch die Aneinanderfügung gleichspelliger Wörter: wie z. B. „Ich bin dir recht gut, „nur du bist mir gram, das kann nicht seyn, „und ist nicht fein; sey mir so gut, als ich „dir bin"; oder mit zweispelligen Wörtern: als, „Alle träge Menschen möchten gerne mü„ßig leben, Niemand etwas geben, alles ihrer „Trägheit opfern" ꝛc; oder auch mit mehr-

spelligen Wörtern: als, „Uebertreibende „Sprachreiniger verderben gewöhnlich besser- „bare Sprachmenger, Mittelwege erschwingen „unbezweifelt seegenreichere Erfolge". Wenn nun gleich solche Worte an sich nicht für übel- lautend geachtet werden dürften, so sind uns doch die Abwechselungen so naturmäßig ge- worden, daß wir auch das beste Gleichmaas einförmig und damit auch die fortlaufende Gleichspelligkeit übeltönend glauben. So geht's aber in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens und der Sprachsinn kann darin keine Ausname machen.

Das „Handbuch der Sprachwissenschaft" des Herrn Hofrath und Professor G. Rein- beck, ist zwar wegen seiner vielen Unrichtig- keiten nicht allgemein brauchbar, und wegen seiner hohen Unverständlichkeit „für die obern „Klassen der Gymnasien und Lyceen" (für welche er es verfaßt hat) mehr schädlich als nützlich, aber für den Wohlklang unsrer Sprache, enthält es in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes, Seite 168. §. 305. acht einzeln aufgezeichnete „Verletzungen desselben", welche, wenn sie etwas näher und mit mehr Deutlichkeit ausgeführt wären, einigen Nutzen gewähren könnten; wiewohl sie auch zu den

schon allgemein bekannten gehören, und lediglich den Klang, das ist, den Sinn des Gehörs allein, nicht aber den Wohllaut selbst angehen.

Ich kann nicht umhin, hier auch noch von dem sogenannten Deklamiren*) oder Prunkreden kurze Erwähnung zu thun. Die Redeschönheit und mithin auch der Sprach-Wohllaut,

---

*) Anmerk. Daß für Deklamation, wie Andre wollen, richtiger die Kunstrede zu gebrauchen sey, als die von Campe und mehrern Sprachforschern beliebte Prunkrede, kann ich mich nicht überzeugen, indem die Deklamation wahrlich nur zum Prunk eingeführt ist, und in diesem Fall nur untergeordnet, nach den Regeln der Kunst abgefaßt seyn muß, wo sie dann auch wohl, aber eben so untergeordnet nur, eine Kunstrede heissen kann, weil das Prunken ihr erster und eigentlicher Hauptzweck war. Das vom Herrn Hofrath Wolke gewählte Wort „Vorsprechkunst" für „ars declamatoria" und „Vorsprechkunstredner" für „Declamator" find ich gar nicht passend, indem das Deklamiren einen viel höhern Zweck hat, als das bloße „Vorsprechen". In den rohen Zeiten des Alterthums mocht' es wohl das „Vorschreyen" seyn, in unsern Zeiten ist es das Prunken in der Rede.

lauf, sollen, bey diesem erhabensten Teil der Redekunst, ohne Zweifel im höchsten Grade gleichen Schritt halten, aber der Irrthum hat auch hier Uebertreibungen erzeugt, welche sich oft mit wahrem Ekel nur anhören lassen. Abgesehen davon, daß der Prunkredner oft gegen die Richtigkeit der Betonung oder Stimm-Erhebung und Ermäßigung tiefbeugend fehlt, scheinen viele, ohne es zu wissen, oder auch nur zu ahnen, auf den Ursprung dieses Deklamirens zurückzugehn, und ein wildes Geschrey für gutes Deklamiren zu halten. Ich glaube nemlich, die Entstehung des Deklamirens in den rohesten Zeiten der Menschheit suchen zu müssen, wo die Freude über eine glücklich errungene That, als z. B. über einen davon getragenen Sieg, in einem wilden Geschrey sich äußerte. Mit zunehmender Ausbildung der Sitten, änderte sich das rohe Freudengeschrey allmählig in mildere wörtliche Aeußerungen der Zufriedenheit ab. Durch die vorzüglichsten Redner wurden sie dem Volke in lauten und erhabenen Worten mitgetheilt, und so entstand bey den Festlichkeiten, welche dazu veranstaltet wurden, das Deklamiren oder Freude-Ausrufen. Will man nun in unsern Tagen, welche des höchsten Grades der

sittlichen Ausbildung sich rühmen, zu dergleichen Mitteln der fröhlichen Verkündigung seine Zuflucht nehmen, oder auch ernste Feierlichkeiten durch Prunkreden verherrlichen, so muß man sie der so sehr ausgebildeten Sittlichkeit anpassen, und nicht mit den übelstlautenden höchsten Anstrengungen körperlicher Kräfte verunglimpfen — man muß nicht schreyen, um etwan dem Urworte zu genügen *).

Von dem Wohllaut des Gesangs darf ich hier nur der bekannten Allgemeinheit erwähnen, daß er, eben so wie bey dem Wort- und Rede-Wohllaut, von der Uebereinstimmung der Töne mit den Begriffen, welche die Worte des Gesanges darstellen sollen, abhangt. Ohne diese Vollkommenheit bleibt der Gesang ein leerer Klingklang, und soviel ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, muß ich bekennen, daß wir Teutschen gerade diesen am meisten lieben. Eben daher kommt es, daß wir jedes ausländische Geleyer mit der grösten Bereit-

*) Anmerk. Das lateinische „clamo" heißt, wie bekannt in teutscher Sprache, „ich schreye"; wer aber darauf ausgeht, das von diesem Schreyen abgeleitete Deklamiren dadurch zu ehren, der geht wahrlich zu weit.

willigkeit bey uns aufnehmen und mit vieler Behaglichkeit nachträllern. Es ist gerecht — es ist edel, das fremde Gute seinem Werthe nach zu schätzen — das fremde Schöne, der Wahrheit gemäs, angenehm zu finden; aber man werde dieserhalb nicht ungerecht gegen das eigne Verdienst. Man will zwar behaupten, was an einem Orte wohl klingt, das muß überall wohlklingen, aber das kann wohl nicht unbedingt und uneingeschränkt zugegeben werden. Von der Tonkunst an sich, könnte man diese Behauptung gröstenteils gelten lassen, denn sie beruht meist auf dem Wohlklang der Tonwerkzeuge und auf der Fertigkeit und Anmuth, mit welcher man aus diesen die Töne hervorbringt; wiewohl auch hierin der Geschmack fast eben so verschieden ist, als die Völker selbst es sind. Wir wissen ja, daß es grosse Völkerschaften giebt, welche das geräuschvolle Tonspiel dem sanfteren vorziehen, und so umgekehrt wieder Andre, welche dieses nur wohlklingend finden. Von dem Tonspiel kann man sagen, es wirkt durch die Sinne auf den Geist, aber die Sprache geht aus dem Geist hervor, in abgemessenen Tönen heißt sie Gesang, und ihre Geistigkeit fordert mehr, als blos behagliche

Einwirkung auf die Sinne, sie verlangt auch die Beschäftigung der Geisteskräfte, und kann nur dann wohllautend seyn, wenn die Befriedigung dieser Geisteskräfte dem sinnlichen Wohlklang die Waage hält.

Außerdem hat, wie ich im Eingang schon bemerkt, jedes Volk einen eigenthümlichen seiner Sprache und seinen Gefühlen angemessenen Wohllaut; ganz besonders ist dies aber im Gesang der Fall, und so vortreflich auch die urteutschen grössern Gesangstücke wirklich sind, und so sehr sie auch, mit vollem Recht, von unserm Volk geliebt werden, so hat es doch, aller angewandten Bemühungen ungeachtet nicht gelingen wollen, ihnen im Auslande gleichen, oder auch nur einigen Beifall zu verschaffen. Höchstens haben gebildete Kenner ihnen den innern Werth zugestanden, aber der grosse Haufen des fremden Volks, hat sie nur geduldet, um — darüber zu lachen, oder doch — gleichgültig dabey zu bleiben.

Schonender und gerechter sind wir Teutschen, und diejenigen von uns, welche durch weichliche Erziehung, eine feinere Bildung erlangt zu haben wähnen, ziehen sogar den ausländischen Wohllaut, den sie in ihrer vermeintlichen Feinheit, den bessern oder geläuterten

Geschmack zu nennen für gut finden, dem unsrigen weit vor, weil dieser härter ist, und zugleich die Denkkraft anstrengen heißt, wodurch er denn auch der Beqvemlichkeit jener feingebildeten allerdings beschwerlich wird. Eine nähere Beleuchtung unseres vaterländischen Gesang-Wohllauts, hab' ich für jezt nicht bezweckt, und ich schliesse mit dem aufrichtigen Wunsche, daß meine unvollkommne Angaben, zu einer gründlichern und ausführlichern Bearbeitung des so sehr reichhaltigen Gegenstandes, Gelegenheit geben mögen. Alsdann werden gewiß, wohlüberdachte und gutbefundne Regeln, in ein zusammenhangendes Ganze gesammlet, und dem Vaterlande, auch in dieser Art etwas Gediegenes dargebracht werden können.

Anhang.

Schon war dieser Aufsaz bis hieher vollendet, als ein guter Freund, dem ich ihn zur Prüfung übergeben hatte, mir des, in der „berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache"

mit bekannt und sehr ehrenwerth *) geworde-nen Herrn Hofrath Wolke „Anleit" v. J. 1812 zu dem Ende lieh, um auch seine „Bemerke über den Wohllaut" bey dieser Gelegenheit, zum gemeinsamen Zweck zu benützen. Ich habe darin, einige meiner Gedanken, beinahe gleichstimmig schon aufgestellt befunden, aber im Allgemeinen muß ich mit Bedauren beken-nen, daß ich, eines Teils wegen der neuen Schreibart, welche ich, ihrer Unrichtigkeit **)

---

*) Anmerk. In meiner nun schon mehr als zweiunddreißigjährigen Dienstzeit hab' ich mich an die Ausübung des Grundsatzes gewöhnt: „der Per-son Freund, ihrer [schlechten] Sache Feind". Da-her werd' ich auch für die Person des H. H. R. Wolke immer die wahre Hochachtung beibehalten, welche er unbezweifelt verdient, wenn ich gleich sei-nem „Anleit" den Werth nicht zugestehen kann, den er ihm beylegt. Undankbarkeit gegen seine vieljährige Mühe, die er an diesen „Anleit" ver-wendet, kann er das auch mit Recht nicht nennen, weil man nur für das anerkannt Gute dank-bar seyn kann, und nicht für dasjenige, was man als Irrthum zu erkennen, sich überzeugt hält, wenn dies auch noch soviel Jahre und noch soviel Mühe gekostet hat.

**) Anmerk. Es versteht sich, daß H. W.

halber, nicht erst lernen mag, vieles nicht lesen können, anderntheils aber mehre neu-

---

ebenso berechtigt ist, meine Schreibart und überhaupt diejenige der ganzen teutschen Schreibewelt, nach seiner Ueberzeugung, der Unrichtigkeit zu zeihen; denn seine Absicht geht ja dahin, sie durch die Seinige zu verbessern, oder, da sie nach seinen Wahrnehmungen fehlerhaft ist, zu berichtigen. Doch kann ich hiebey nicht unbemerkt lassen, daß selbst ein ungenannter Kosak, der von dem H. W. zu Petersburg in der teutschen Sprache Unterricht genommen haben will, in einem von Friedrich Schlegel in seinem „deutschen Museum" Decemberstück 1813. aufgenommenen Schreiben über die „deutsche Orthographie" schon die Bemerkung gemacht hat: „damals seh' ich wohl, sprach W. den Schlözerschen „Untersuchungen nach; in seinem „Anleit" trägt er, „aufs glimpflichste zu reden, seinen eignen neuesten Irr„thum zur Schau". Nach Inhalt desselben Schreibens soll auch H. W. zu seinem erwähnten Schüler gesagt haben: „noch kennen die guten Deutschen den „wahren Gott nicht, aber so Gott will, sollen sie „ihn durch uns kennen lernen". Und hinterher hat er ebendemselben Kosaken, nachdem dieser ihm erklärt: „die Deutschen wären" [in Betreff der Orthographie] „noch übler dran als die Franzosen, de„nen die Abstammung zu einiger Entschuldigung „diene", geantwortet: „Leider ist es so. Aber, non

oder umgebildete Wörter zu verstehen, nicht im Stande gewesen bin. Schon das erste Hauptwort „Wohllautregellere“ in der zweiten Zeile seiner „Bemerke“ Seite 295. hat mir einige Zeit gekostet, ehe ich ersehen konnte, wie ich's lesen sollte. Gellere laas ich immer so wie z. B. Kellerei — Prellerei — Sellerei ꝛc. bis ich endlich doch wohl einsahe, daß dies lezte von den vier zusammengesezten Wörtern, nach der bisherigen Rechtschreibung „Lehre“ heissen müßte *). So haben mir auch

---

„si male nunc, et olim sic erit!“ Und ins Ohr hat er ihm noch gesagt: „denn ich will meinen Landsleuten das wahre Evangelium verkünden“. Wahrlich, ein sehr hohes Selbstvertrauen, welches im „Anleit“ sich gar sehr bewährt hat. Ich übergehe hier die, vielleicht ungerechten, Urtel der Gebrüder Grimm in dem vierten Heft ihrer „altdeutschen Wälder“ Seite 179. unter den „grammatischen Ansichten“ in dem Saz 1. von Neuerungen, imgleichen in der Jenaer Litteratur = Zeitung und andre Beurteilungen des „Anleits“ derselben Art, versichre auch, daß ich mich dadurch in meinen Meinungen nicht leiten lasse, sondern lediglich meinen eignen Eingebungen folge.

*) Anmerk. Die Zusammensetzung „Regellehre“ glaub' ich einen Doppelmuth [Pleonasmus]

die „Grändsen" viel Zeit und Nachdenken gekostet, ehe ich herausbringen konnte, daß es unsre „Gränzen" seyn dürften *). Auf andre in dieser Art geschriebene Wörter hab' ich nicht soviel Zeit verwenden können, und daher sind sie mir zweifelhaft oder ganz unverständlich geblieben. Diese Erklärung hab' ich voraussetzen zu müssen geglaubt, um alsbald entschuldiget zu seyn, wenn ich ein oder den anderen Satz, eben dieser mir so ganz unbekannten Schreibart wegen, mißverstanden haben möchte.

Zu dem 304. Satz des „Anleits", bin ich damit wohl einverstanden, daß „wohlgefälli„ges — schönformiges Verhältniß der Selbst-

---

nennen zu können, indem ich mir in einer Lehre schon den Inbegrif der Regeln denken muß, und die Lehre wie man Regeln machen solle, hier wohl nicht gemeynt seyn kann. Sollte nicht „Wohllaut-Lehre" genügen?

*) Anmerk. Den, hinten dem Buche angehängten Schlüssel zu den diesfälligen neusten Erfindungen, hab' ich späterhin erst zu Gesichte bekommen, indem ich die Lesung des „Anleits" bey den erwähnten „Bemerken über den Wohllaut" angefangen habe.

„laute *) zu den Mitlauten, dem Wortthum „Anmuth und Schönheit giebt, und daß die „Ueberfülle der einen so wie der andern, ge„gen den Wohllaut anstreben“; aber was man so ganz eigentlich den Wohllaut nennen soll, das ist nicht so leicht zu bestimmen, wie H. W. mit vielen Sprach-Verbesserern wohl meynt.

Zu 305. werden, ohne Zweifel, Viele mit mir nicht zugeben, daß irgend eine Sprache, und namentlich die italische, (von H. W. die „Italin“ oder „Neuromin“ benannt) absichtlich für den Wohllaut gebildet sey. Es ist

---

*) Anmerk. Dem Umtaufen der „Selbstlaute“ in „Grundlaute“ und der „Mitlaute“ in „Bestimmlaute“ kann ich nicht beypflichten. In Ansehung der „Grundlaute“ hab' ich meine Meinung früher schon geäußert, und was die „Bestimmlaute“ betrift, so glaub' ich, können die Mitlaute das nicht seyn, weil sie ohne die Selbstlaute durchaus gar nichts bestimmen, und leztere vielleicht noch eher diesen Namen verdienen möchten. Eben so find' ich auch die Benennung der „Halbgrundlaute“ nicht passend, sondern dies Halbwesen vielmehr ganz verwerflich, indem ein jeder Sprechlaut ganz das ist, was er seyn soll. Unvollkommne und daher nicht genügende Neuerungen vermeid' ich gern.

zwar sehr bekannt, daß Viele der Unsern, in den vermeynten Wohllaut der italischen Sprache — geradehin kann ich's sagen — leidenschaftlich verliebt sind *), aber zu einer solchen

*) Anmerk. Zu diesen Verliebten, von welchen keine Unbefangenheit zu erwarten ist, gehört unbedenklich der Herr Professor Fernow, wenn er in seiner, im Jahr 1804. zu Tübingen gedruckten „Italienischen Sprachlehre für Deutsche" diese seine italische Geliebte, sogar ihrer guten Mutter, der lateinischen Sprache weit vorzieht, und diese arme Verlassene sehr tief unter jene herabwürdigt; wenn er in denselben Fehler verfällt, den er S. 42. §. 56. andern vorrückt, daß sie „oft Wohllaut mit Weich-„lichkeit, und Kraft mit Härte verwechseln"; wenn er ebendaselbst behauptet: „auch die italienische „Sprache ist sehr kraftvoll, wenn ein Geist voll „Energie sie behandelt, aber sie ist nie rauh und „hart"; wenn er ferner, §. 58. „mit Verwunde-„rung findet, daß diese Sprache, wenn sie sich ei-„gens den Zweck vorgesezt hätte sich zur wohlklin-„gendsten Sprache Europens zu bilden, zur Errei-„chung desselben keine zweckmäßigere Maasregeln „hätte befolgen können, als die sind, welche sie in „der Umbildung des, von ihrer Mutter ihr hinter-„lassenen Sprachschatzes wirklich befolgt" [und die ihr H. F. gerade anzupassen für gut gefunden] „hat"; wenn er §. 60. in seinem Entzücken, wahr-

Verliebtheit kann ich mich schon nicht beken-

---

heitwidrig behauptet, „der charakteristische Vorzug „der italienischen Sprache, die sanfteste, wohlklin„gendste, musikalischeste unter allen Sprachen Eu„ropens zu seyn, ist so sehr hervorstechend an ihr, „daß selbst die Vorliebe, die jede Nazion für ihre „eigne Sprache hat, ihr denselben nicht abzustrei„ten wagt"; [Herr Jenisch ist schon nicht so sehr stark in sie verliebt, denn er ordnet, die griechische — lateinische — und spanische obenan, und läßt dann erst die italische folgen.] wennn er S. 45. „der lateinischen Sprache zwar einen reichen Fond von Wohllaut zugesteht, ihr aber auch solche Schlakken zumengt, die keine Kultur herausscheiden konnte, und dies daher ihrer, von ihm so heißgeliebten Tochtersprache überlassen mußte"; wenn er S. 46. der teutschen Sprache „ihren Hang zur Bestimmt„heit, als Versündigung an dem Wohllaut" anrechnet, da er doch S. 50. 58. und 68. die Deutlichkeit, den Ausdruck und die Bestimmtheit selbst zu den höhern Zwecken zählt, welchen die Forderungen des Wohllauts nachstehen müssen; wenn er S. 68. den Genius der teutschen Sprache einem talentvollen Künstler gleichstellt, „der ohne alle „Kultur von den Erscheinungen der wilden und ro„hen Natur ergriffen und begeistert, blos nach „Wahrheit und Bedeutung strebt, der sein „Urbild in allen Zügen getreu und bestimmt, aber

nen, man mag denn auch meinen Geschmack

„ohne Geschmack und Auswahl, in einem harten, „ungeschmeidigen Stoff ausdrückt, und dem bey „seiner rohen Empfindung, kein Ausdruck zu stark „und zu grell ist. Seine Produkte sind originell, „reich und mannigfaltig wie die Natur, voll Kraft „und Leben, bestimmt und charakteristisch; jeder „Gegenstand steht, an Gestalt und Farbe, mit ergreifender Wirklichkeit da, aber ohne Grazie im „Einzelnen, ohne Harmonie im Ganzen". Wahrlich! eine schönere Lobrede konnte H. F. der teutschen Sprache nicht halten, nur muß er seine Begriffe von Kultur — Geschmack und Auswahl — von Empfindungen — von Grazie [und wie diese z. B. dem Donnerwetter oder dem Bärentanz beizubringen ist] und von Harmonie zu berichtigen sich gar sehr bemühen; er muß die, vermeintlich nur hier und dort zerstreuten, Schönheiten unserer so vortreflich geschilderten Sprache, nicht blos zufällig finden; er muß uns nicht der verzweiflungschwangern Hofnunglosigkeit preißgeben, daß nun „alle Bildung des reifern Alters unsrer Sprache „nicht mehr im Stande sey, die Spuren der Rohheit und Härte aus dem Werke der Jugend hinwegzuglätten, weil sie in der Grundlage desselben „auf das innigste verwebt" seyn sollen, wie dies H. F. glaubt. Er treibt seine Verliebtheit soweit, daß er „dem Italiener" [wahrscheinlich ohne sein

Wissen, Seite 70.] „sogar unter allen Nazionen „die klangvollste — reinste — deutlichste und tö„nendste Aussprache" zuschreibt. In seiner Leidenschaftlichkeit erklärt er S. 69. nach mehren, auf Kosten unsrer guten Sprache, der italischen gemachten Lobsprüchen, „die Schönheit in ihrem Werke, „nicht, so wie in dem unsrigen, für ein Produkt „des Zufalles, sondern einer, von der festvorschwe„benden Regel des Wohllauts geleiteten Auswahl „der in den mannigfaltigen Formen und Tönen „der Natur zerstreuten Schönheiten". Zur Erreichung dieser Schönheit im Werke, gesteht er aber auch seiner Geliebten das Recht zu, willkührlich und ganz nach eignem Belieben, einzle und mehre Sprechlaute ganz wegzulassen, harte in weichere und gleitendere, Mitlaute in Selbstlaute um zu schaffen, es mag der Natur und Wahrheit gemäs seyn oder nicht. Er meynt auch S. 39. „die Selbst„laute werden durch die blosse Oefnung des Mun„des gebildet". Vielleicht ist dies auch nur eine Vollkommenheit der Italiener, ich hab' es vergebens versucht, durch blosse Oefnung des Mundes irgend einen Laut hervorzubringen. In seiner Vorrede, will er S. XII. daß unsern (nicht etwa den italischen) sonst so geistreich gepriesenen Dichtern (die er nur Reimer und Versler zu nennen beliebt) ihr geistloses Handwerk so schwer als möglich gemacht werden möge. [Auch ich nenne das Versmachen, ein Stelzengehen des Geistes, aber seinen Werth bei so vielen Andern Liebhabern, werd' ich

so schlecht schelten als man will *). Klingt denn z. B. „Cara mia“ viel süsser als „meine Liebe“? Das doppelt harte in „cara“ und der Katzenton in „mia“ lautet das so vorzüglich schön? Doch mir fällt eben bey, daß man unser so schönes weibliches e so sehr verächtlich machen, ja, daß H. W. weiterhin das

---

ihm nie zu bestreiten und noch weniger Hindernisse in den Weg zu legen wagen]. Endlich empfiehlt uns H. F. in der Vorrede, Seite XVI, sogar die „italienische Orthographie als Muster zur Nachahmung“. Nicht wahr? so stark vermag nur ein glühend Verliebter sich auszusprechen; er verläßt [der Schrift gemäs] Vater und Mutter und hangt seiner Geliebten an.

*) Anmerk. Selbst der mit Preiß gekrönte H. ꝛc. Jenisch, sezt, in seinen mehr gedachten Vergleichungen, die, an Weichheit oben an gesezte italische Sprache, was den wahren Wohllaut betrift, hinter die spanische sogar, „weil sie an glücklicher Verbindung der Weichheit und Volltönigkeit hinter der Spanierin zurückbleibt. Er, der in seiner Verblendung auch einem Italier S. 474. ein Urteil über unsre Sprache, mit Bedeutung gestattet. So finden wir überall Beweise, daß der Geschmack verschieden ist, und hiernach die Beurtheilungen verschieden ausfallen.

das ei sogar für einen Laut erklären will, „der zur Vernichtung des Wohllauts beiträgt", wenn es gleich in der griechischen Sprache für sehr wohlklingend geachtet wird. Vielleicht ist der Name jener Petrarchischen Geliebten „Laura" (der nach Belieben auch heulend erschallen kann) holder und lieblicher als unsere „Minna"? Aber wie ist's mit dem zischenden Laute, welchen H. W. aus unserer Sprache ganz ausgerottet haben will? „Cecilia" klingt italisch „Tschetschilia", „Palaggio" — „Paladschio", „Poggio" — „Podschio", „piccicato" — „pittschikato". Und, was in einer fremden Sprache „absichtlich für den Wohllaut gebildet ist", will man in der unsrigen für „barbarischen Mißlaut" erklären? O! ich glaube nicht unbillig zu seyn, wenn ich den Wunsch äußere, daß man bey Aufstellung der Regeln, die Sache mag seyn, welche sie wolle, vorgefaßte Meinungen sorgfältig ablege, um nicht von einer Seite ungerecht zu werden, oder in Irrthümer zu gerathen.

Bey dem 306ten Satz wird gewiß jeder biedre Teutsche in den Wunsch einstimmen, „daß unsre Sprache jeden Wohlklang anneh„me, dessen sie ohne Nachteil der Wahr-

heit

„heit und Naturgemäsheit fähig ist, „und daß sie jeden Mißlaut zu entfernen su„che". Aber in der richtigen Beantwortung der Frage: Was ist Wohllaut? und was ist Mißlaut? liegt eben die gröste Schwierigkeit und wer soll bestimmen, was gut und was nicht gut lautet? dem Einen, von uns selbst, klingt etwas sehr angenehm, was dem Andern barbarisch dünkt. Einer möchte nichts als Kanonen-Donner, der Andre nur Apolls Leyer hören. Ja es giebt unter uns ganze Staaten, welche sich darin eben so entgegen arbeibeiten, als viele Einzelne. Die Verschiedenheit der unvertilgbar eingewurzelten Gewohnheiten verhindert sogar eine Annäherung und läßt gar nicht eine Vereinigung der Gesamtheit zu gleichlautigen Regeln hoffen. Die Zeiten ändern auch, es sey durch Ausbildung oder wodurch es sonst wolle, gar sehr vieles, und so wie H. W. anführt, „die germanisch-deut„sche Sprache sey in dem ersten Zehntel des „ersten Jahrtausend *) so beschaffen gewesen,

*) Anmerk. Ich kann die von H. W. beliebte Umstaltung dieses Worts in „Tausendjahr", durchaus nicht richtig finden, wie ich das anderswo näher auszuführen mir vorbehalte, und daher be-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„daß man sich die Ohren verstopfte und weg„eilte, sobald man sie sprechen hörte": so wird es vielleicht unserer heutigen Sprache nach tausend Jahren auch ergehen, und wenn unsre Vor-Eltern aus jenen alten Zeiten, unsre jetzige Sprache hören könnten, würden sie dieselbe auch wohl nicht so gut finden als wir. Wer weis, ob sie sich nicht auch die Ohren dafür verstopfen und wegeilen möchten. Verstehen würden sie uns aber gewiß eben so wenig, als wir ihre Sprache, wenn gleich beide ebendieselben sind. Die im 307ten Satz gemachten Vergleichungen der alten Wörter mit den heutigen, können ebendaher nichts entscheiden, da wir jezt nicht einmal wissen können, wie die Sprechlaute in jenen alten Zeiten ausgesprochen worden. Was aber in dem 308ten Satz, „die Volltonigkeit" betrift, „die unser Wortthum in der Altzeit besas", so steht es noch sehr zu bezweifeln, daß unsre Ohren sich an der Wiederherstellung derselben so ergötzen werden, wie H. W. es glaubt. Im 309ten Satz widerspricht die Behauptung, daß „unsrer Vorfahren Sinn für Sprachzweck

---

halt' ich das wohlhergebrachte und ganz richtige „Jahrtausend" bei.

„und Wohllaut jezt noch erkennbar sey“, demjenigen, was zu 306. gesagt worden, daß man sich nemlich „die Ohren verstopfen möch„te“ rc. Auch kann man sich nicht überzeugt halten, daß unsre Vorfahren in den Sammwörtern die Einzahl des Bestimmworts, wenn es auch dem Verstande nach mehrzahlig seyn sollte, vorgewählt haben, um “Mißlaut und Wortlänge zu vermeiden“. „Wortbuch“, wie H. W. es genannt haben will, klingt, nach meinem Gehör, um gar nichts besser, als das sprachrichtige und sinngemässe „Wörterbuch“ wenn es gleich eine Spelle von zwei Buchstaben weniger enthält; aber, wenn wir uns auf das Beleidigen oder Verächtlichmachen ausdehnen wollten, so würden wir bald in einen Streit darüber gerathen, welche Zeit die „sprachsinnkargere“ sey, ob die von H. W. gemeinte jetzige oder die alte Zeit. Doch alles weitere, was H. W. hier noch anführt, gehört wohl mehr in die Wortbildung-Lehre, als in die Wohllaut-Lehre, und ich werde noch Gelegenheit nehmen, in einer andern kleinen Schrift, „über die Hindernisse der Verbesserung unsrer Sprache“ ausführlicher meine Gedanken darüber zu äussern. Zum 310ten Satz, muß ich bekennen, daß mir die „Gotin“ (go-

thische Sprache) zu wenig bekannt ist, um auf die (unsre Sprache so sehr herabwürdigende) Behauptung mich einzulassen, „daß „die Deutschin" (teutsche Sprache) auch kein „einziges so schön und wohllautiges Wort an„geben kann, als die Gotin deren viele hat". Zu stark auf vorgefaßten Meinungen beruhend, scheint mir dieser Vorwurf, aber auch hier wird wohl der Streit bald im Anfange darüber anheben, was ist schön und wohllautig? und was ist es nicht? Glücklich können wir uns indessen noch preisen, wenn H. W. zugiebt, „ganz mangle es unsrer Spra„che doch nicht an Wohllaut". Die tröstlichsten Hofnungen giebt er uns aber im 31ten Satz, wo er durch mehre Gründe uns zu der erfreulichen Erwartung berechtiget, „die Deut„schin werde künftig volltoniger und wohllau„tiger werden, als sie jetzo ist". Diese Hofnungen gründet er jedoch auf das Vertrauen in unsre Folgsamkeit, daß wir die Lehren seines „Anleits" annehmen und treulich befolgen werden. Denn er zeigt uns, „wie wir in we„nigen Jahren einige tausend Vollaute zurück„rufen und so viele swache" (heißt bey uns schwache) „Mittellaute verabschieden — wie „wir wenigstens zehntausend Mißlaute aus

„ebensovielen Wörtern entfernen — wie wir „(wenn nicht eine besondre Landplage Denk- „stillstand herbeyführt) die Zahl vol- und wohl- „lautiger Worte, bis zum Jahr 1900 ansehn- „lich vermehren, hingegen einen grossen Hau- „fen schlechtgebildeter und ohrwidriger Aus- „drücke dem Verges" (heißt bey uns der Ver- gessenheit) „übergeben können", und nachdem er einige hundert Sammwörter — von wel- chen ich oben eine kleine Anzahl genannt habe — zu Mustern gebildet, hat er den Wunsch geäussert, Herr Radlof möchte die (an der Campeschen Zahl von 141277 noch fehlenden) „von ihm versprochenen sechszigtausend Wör- „ter, volklich mitteilen, und noch andre Wort- „bildner und Wortbesserer möchten die Wör- „terzahl bis auf achtmalhunderttausend brin- „gen, aus welchen dann, mit Scharf- Schön- „und Feinsinn ein Viertel gewählt, die sehr „vollkommne Gesammtsprache des Deutschvol- „kes darstellen würde". Für meinen schwachen Kopf ist das alles zu hoch und zu viel, die empfohlnen Vollaute kann ich aber nicht über- all wohllautig finden, und die gar sehr vielen „Mißlaute" als solche nicht anerkennen.

Bey dem 314ten Satz kann man wirklich nicht wissen, woran man mit H. W. ist. Über-

all empfiehlt er die Volltonigkeit, hier preist er die „Gotin, daß sie durch ihre Menge voll„toniger Wörter, zu der Volltonigkeit in der „Italin und Hispanin“ (spanischen Sprache) „beitrug“; hinterher aber, nachdem er einige Beispiele davon angeführt, sagt er dennoch, „wahrlich wir dürfen unsrer Sprache „nicht ähnliche Gebilde wünschen, weil sie da„durch unbequem, swerfällig“ (bey uns schwerfällig) „und zum Ausdruck der Gedankenfülle „weniger anwendbar werden würde“. Wenn aber H. W. das in den Sammwörtern der altteutschen Sprache vorhandene i, welches sich in den Wörteru „Nachtigal“ und „Bräutigam“ noch erhalten hat, ein „Wohllaut-i“, und das von den Neuteutschen an dessen Stelle aufgenommene — oder, wie er sich ausdrückt, hineingefuschte — s, wie z. B. in „Geburtstag, Mannskleid“ ein Mislaut-s“ nennt, so irrt er, meines Erachtens, in beiden Fällen, indem die Alten so wie die Neuen Teutschen, bey ihren Einschaltungen, ohne Zweifel, an den Wohllaut gerade gar nicht gedacht, sondern blos die Erleichterung des Aussprechens damit beabsichtiget haben werden, wodurch sie denn auch wohl, meiner Ansicht nach, den Wohllaut absichtlos befördert haben. In „Mannskleid“

kann ich das s nicht weniger wohllautend finden, als in „Mannikleid" das i, und da es überdem auch sprachrichtig, indem es von „Kleid des Mannes" zusammengesezt ist, so kann man ohne vorgefaßte Meinung, unmöglich etwas daran tadeln, die Einschwärzung des i in Mannikleid aber auf keine Weise rechtfertigen. In „Geburt=Tag" läßt sich die Einschaltung des s dadurch, wenigstens entschuldigen, daß die beiden nacheinander folgenden t schwer auszusprechen sind und ebendeshalb übellautig werden. In „Geburtsstadt" ist aber wohl offenbar das Einschalt=s ganz überflüßig, und, dadurch schlechtlautig, daß unmittelbar drauf ein zweites s auszusprechen ist, wie ich das mißfällige davon oben schon angegeben habe. Daß nun dergleichen ganz unnöthige und oft widrige Einschalt=Laute weggelassen werden mögen, wird gewis Jederman gerne sehen und mit Recht wünschen.

In dem 315ten Satz wird der Vorschlag, „für die (vermeintlich) zu oft vorkommende, „ja wohl gar Ekel erregende e — en — es — „er — et und andre (angebliche) Schwach„laute, a — an — o am Ende der Wörter „aufzunehmen", aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht angenommen werden, und, wenn gleich

etwan ein Dichter, statt „die Sonne" — „der Sonno", für „die Erde" — „die Erda", für „der Mond" — „die Mona" u. d. m. zu sagen sich erlauben möchte, so wird sonst wohl Niemand zu dieser Umwandlung sich entschließen, wenn sie gleich durch noch so gelehrte Ableite=Ausführungen gerechtfertiget, und die vermeinte Widernatürlichkeit unserer, bisher bestehenden Benennungen, noch so nachdrücklich aufgestellt werden könnte.

Eben so wenig wird der im 316ten Satz gemachte Vorschlag irgendwo durchgehen, daß man den Aussagern ein a anende, und z. B. für „sagen — schreiben" — „sagena — schreibena", oder „saga — schreiba", spreche *).

Annehmlicher dürften die Vorschläge in den Sätzen 317 und 318 befunden werden, die Götternamen und andre Natur=Gegenstände, so wie auch die Vergrösserungen mit den alt=

*) Anmerk. Die Mundart des Bisthums Ermeland in Preussen, würde in dieser Hinsicht dem H. W. sehr gefallen, denn dort liebt man dies a ganz vorzüglich. „Väterchen" z. B. sprechen sie da „Votachja", und „Mütterchen" heißt dort „Motachja". Vielleicht ist sogar die Gotin bey diesem Völkchen wiederzufinden.

teutschen Endlingen — an — ang — ant zu behinten; wie z. B. „Donneran" für „Donnerer" — „Wasseran" für „Wasserer (Neptun) rc.; „Maulan" für „Grosmaul" — „Ohran" für „Langohr" oder „Grosohr" rc.; „Bösan — Brausan — Geizan" rc. für einen „sehr bösen — sehr brausenden — sehr geizigen" rc. Menschen: wiewohl das auch sehr schwer fallen dürfte, dergleichen Wörter einzuführen, wenn nicht etwa dreiste Dichter sich zuerst dazu entschliessen möchten.

In den Sätzen 319 bis 321 hat H. W. die schon zum Teil vorhandene weibliche Namen in — ine — ina und ette aufgeführt, auch einige von löblichen und tadelhaften Eigenschaften hergenommene, neu gebildet; dabei aber seine Vorliebe für das End - a gezeigt, welcher man wohl nicht ganz beipflichten kann. „Künina — Nahina — Süsina — Amalina „ — Schöna — Argina — Bösina — Narrina — Putzina — Grobina" u. d. m. sind zwar nicht eben unteutsch, aber das e steht doch der Weiblichkeit näher, und man wird, glaub' ich, weit lieber, die „Kühnine — „Nahine — Süßine — Amaline" rc. hören. Doch das ist Geschmacks Sache, und darüber läßt sich bekantlich nicht streiten, auch würde

man bey denjenigen, welche das e so sehr schlecht machen wollen, wenig damit ausrichten, wenn man auch nochsoviel Schönheits-Gründe dafür aufbringen wollte.

Bey den Sätzen 323 und 324 gerathen wir in einen grossen Streit, denn wir sind selbst über den Begrif des Ausdrucks „Mißlaut und mißlautig“ bey weitem noch nicht einig. „Mißlaut“ nennt H. W. alles was ihm in der Sprache mißfällig dünkt, und daher entsteht die von ihm befundene ungeheure Menge von Mißlauten in unsrer Sprache, so daß man glauben müßte, die Teutschen unseres Zeitalters lebten noch in der ersten Rohheit. Das, auch von vielen andern Schriftstellern, ohne genauere Prüfung, in demselben Sinn gebrauchte Wort „Mißlaut“ erfordert, glaub' ich, eine nähere Bestimmung und Berichtigung. Nicht alles was uns mißfällt, oder was widrig ins Gehör fällt, kann man einen Mißlaut nennen. Uebellaut oder Schlechtlaut mag man's heissen, aber, mißlautig kann man nur dasjenige nennen, was der Wahrheit und der Naturgemäsheit widersprechend, oder was geradehin unnatürlich — naturwidrig lautet. Eine Geburt kann sehr übelgestaltet zur Welt kommen, und man

mag sie dann wohl heßlich nennen, aber eine Mißgeburt ist sie deshalb noch keinesweges, wenn ihre Gliedmassen sonst nur so gebildet sind, wie bey andern Menschen, und wenn sie von der natürlichen Gestalt nicht abweichen. Eben diese Ansicht muß auch bey der Sprache Statt finden, und ein Uebellaut ist noch immer kein Mißlaut. Wenn ich sage, „das Schwein grunzt" so ist das allerdings kein angenehmer Laut, aber einen Mißlaut kann man ihn deshalb doch nicht nennen, da er dasjenige richtig ausdrückt, was man von ihm fordert. Wenn mir aber Jemand die Tatzen und das Brummen eines Bären, als Beweise der Lieblichkeit und Anmuth, selbst mit den zärtlichsten Tönen darstellen wollte, so würd' ich dreist sagen, „es sind Mißlaute" denn sie widersprechen der Naturgemäßheit.

Man kann der von dem H. W. im obigen Satz angegebenen Regel nicht widersprechen, „daß alle Wörter nicht mißlautig „sind, die sich leicht aussprechen lassen, deren „Aussprache die Zunge zu keiner besondern „Anstrengung zwingt, oder, die dem Munde „leicht entfliessen"; aber ich will doch nicht befürchten, man werde daraus die unrichtige Schlußfolge ziehen, daß alle übrigen, dem

Munde nicht leicht entfliessenden Wörter für übellautig geachtet werden müßten. Ich glaube auch, eine Rede von lauter solchen absichtlich zusammengesuchten Wörtern der reinen Weichlichkeit würde bald einen echten Teutschen langweilen und zulezt einschläfern.

Man kann ferner wohl dem H. W. zugestehen, „daß diejenigen Wörter nicht mißlautig „sind, welche nicht mehr Bestimm= als Grund„laute (Mit= als Selbstlaute) „haben"; aber, wer möchte daraus folgern, daß alle Wörter übellautig sind, welche mehr Mit= als Selbstlaute haben. Wie gar sehr wenig wohllautende Wörter hätten wir bey solchen Voraussetzungen.

Auch würden uns bey den andern Bestimmungen des H. W. nicht viele Aussichten für den Wohllaut übrig bleiben, wenn er sogar die Doppellaute au — äu — eu — und ei zu denjenigen mißfälligen Tönen rechnen will, welche zur Vernichtung des Wohllauts beitragen.

Nachdem er jedoch einige „Wortstükke oder einstükkige Wörter aufgezählt, welche ihm ohrwidrig dünken, weil sie zwey bis drey Mitlaute gegen einen Selbstlaut haben, die übri-

gen aber, welchen deren vier bis sieben *) gegen einen zählen, gar keines Wohllautes fähig seyn sollen; so giebt er dennoch zu, daß solche Gebilde nicht „verachtlich" sind, weil sie „dazu dienen, die Mannigfalt in der Natur, „welche des Schönen, Anmuthigen, Sanftreizenden in geringerem Maaße besizzet, als des „Unschönen, Widrigen und unsanft anregenden, der Wahrheit gemäs auszudrükken". Ungerecht ist hier H. W. gegen die Naturschönheiten ebensowohl, als gegen unsre ihnen nachahmende gute Sprache. Er beschuldigt sie sogar, daß sie „des Mißlautes nicht wenig „verbreitet", und ich behaupte, daß die Natur keine Mißlaute hervorbringen kann, ohne mit sich selbst im Widerspruch zu stehen, so wie, vorangeführtermassen, die Sprache keine Mißlaute hören läßt, so lange sie der Naturgemäsheit nicht widerspricht. Man verlange doch nur nicht, daß z. B. die so wohlthätigen und von vielen auch schöngepriesene Gewitter-Geräusche, wie die Aeols-Harfen-Töne erklin-

---

*) Anmerk. Um die Sache recht arg darzustellen, zählen, mit Herrn Fernow, mehre Verächter unsrer Sprache, den Sprechlaut sch für drei, und tsch für vier Sprechzeichen.

gen sollen. Man ehre mehr die Wahrheit, als den Sinnen=Trug.

Im 325sten Satz, wird man zu 1. wohl allgemein richtig finden, daß die langtonigen Selbstlaute, die Aussprache der vorn- und hinten geschlossenen Wortstükke mildern, aber, wenn in den Wörtern „Papst" und „Propst" von unsern Vorfahren das zweite p in ein b gemildert worden, so kann man dies nicht einen „Fehler der ehemaligen Unwissenheit" schelten, indem die Ableitung dieser Wörter von den lateinischen „papa" und „praepositus" die Beibehaltung ebenderselben Sprechlaute im Teutschen, keinesweges als nothwendig oder unerlaslich fordert. Unsre Vorfahren sind gewiß eben so wenig unwissend gewesen als wir, ja sie würden uns, ganz besonders in der lateinischen Sprache, mächtig beschämen: aber sie fanden den „Pabst und Probst" leichter aussprechbar, und daher auch, selbst nach dem Satz 323. des H. W. wohllautiger. Aber so gehts, wenn man geflissentlich darauf ausgeht, eine an sich gute Sache schlecht zu machen. Von der einen Seite verlangt man, wie ich oben bewiesen habe, daß man des Wohllauts wegen, bei den abgeleiteten Wörtern, ganze Sprechlaute, besonders wenn sie hart sind,

weglassen, oder doch in weiche umwandeln soll; und von der andern Seite tadelt man jede, auch die geringste Abweichung von dem Urwort. Wie sind denn nun solche Widersprüche zu vereinigen?

Eben so irrig ist zu 2, die Behauptung, „das von zwey Mitlauten eingeschlossene s, „denen ein Grundlaut vorangeht und nach„folgt, errege nicht nur Undeutlichkeit, sondern „auch merklichen Mißlaut, der am grösten „werde, wenn die beiden Einschließ-Laute „gleichtonig sind, wie ff — kk — pp — tt, „welche mit einem Grundlaute bevornet und „behintet, nur wie ein scharf gesprochenes ein„faches f — k — p und t hörbar werden". In den als Beispiele aufgeführten Wörtern „Schiffsfracht — Geschäftstrager — Tabacksbau", welche vollkommen sprachrichtig gebildet sind, indem die Zusammensetzung aus den Worten „Fracht des Schiffs — Trager des Geschäfts „— Bau des Tobacks" genommen ist, kann man billigerweise keinen Uebellaut finden, wenn man nicht von einem unnatürlichen Haß gegen das unschuldige s eingenommen ist; ja ich würde die ersten beiden Wörter, ohne das s übellautend finden, weil die hier nothwendig besonders auszusprechenden zwey unmittelbar

nacheinander folgenden ff und tt den Sprechgliedern schwer und dadurch übellautig werden. Daß aber das s so aufdringlich wäre, um sich im Aussprechen dem folgenden, ebenso wie dem vorangehenden f oder t mitzutheilen, kann nur eine starke Einbildekraft behaupten, wenigstens ist es bey mir der Fall, daß ich das s von „Schiffs", nur mit der grösten Anstrengung der „Fracht" bevornen, und „sfracht" herausbringen konnte; so wie dieselben Umstände auch bey dem „Geschäftstrager" vorwalten. In „Tobaks-Büchse — Dose — Pfeife — Klistier", ist das s allerdings nicht nur sprachwidrig, sondern auch ganz unnöthig, aber ein so „barbarischer Mißlaut", wie H. W. ihn zu nennen beliebt, ist darin doch nicht zu finden, wenn nicht geradehin alles was uns mißfällt, mit diesem verunglimpfenden Namen belegt werden soll.

Was H. W. zu 3. 4. 5. 6. und 8. in diesem Satz bemerkt, stimmt mit demjenigen überein, was ich in meinem Aufsatz oben schon zur Beförderung des Wohllauts unserer Sprache, empfohlen habe; daß man aber zu demselben Zweck, sich eine Fertigkeit in der guten Aussprache zu erwerben suchen müsse, scheint sich

so

so sehr von selbst zu verstehen, daß es einer besondern Regel dazu wohl nicht bedarf. *)

Im 326sten Satz macht H. W. sehr treffend das Schönverhältniß der Rede zur Hauptsache in der Wohllaut-Lehre, und wenn man die Sache recht genau erwägt, so liegt eben darin der ganze wahre Wohllaut, auch werden ebendadurch die meisten der oben angeführten streitigen Sätze fast ganz gehoben. Denn, so wie die Natur selbst, und der Mensch in ihr, einem immerwährenden Wechsel unterworfen ist, so giebt auch der dem Sachverhältniß gemässe Wechsel der voll- und karglautigen — der weichen und harten — der gelinden und scharfen — der ein- und

*) Anmerk. Später hab' ich mich überzeugt, daß auch dergleichen überflüßig scheinende Regeln nothwendig seyn dürften. Herr Jenisch beschuldigt S. 497. a. a. O. unsre Sprache wiederholt „eines „schlüpfrigen Hanges zur Undeutlichkeit, und „wünscht, daß künftige Genies, ähnlich unsern „Klopstocken — Göthen — Herdern — Schillern, „Auswüchse wegschneiden, Unebenheiten glätten mö„gen." Sollten aber diese Auswüchse — diese Unebenheiten nicht mehr den Sprechern, als der Sprache zugeschrieben werden müssen?

mehrstückigen Wörter, Festigkeit und Lieblichkeit in der Rede, und eben dadurch überhebt er uns des widrigen Streites über den Wohllaut oder Übellaut der Einzelnheiten, wo nicht ganz, doch größtenteils. Gestehet aber H. W. hier, wie billig, dem Mahler das Recht zu, oder vielmehr, macht er es ihm zur Pflicht, die Natur der in die Augen fallenden Gegenstände, sie mögen uns schön oder häßlich erscheinen, auf das getreuste, in seinem Gemählde dem Gesichte darzustellen, so kann er auch der Sprache nicht das Recht, oder vielmehr, die Pflicht entziehen, Laute an- und aufzunehmen, welche ihr von der Natur, von ihren Ereignissen und von den in ihr lebenden Geschöpfen dargeboten werden, um sie dem Gehör eben so wiederzugeben. Er versuche nicht, aus der Sprache Laute auszurotten welche die Natur geboten, und eine jede andere Sprache auch schon sich angeeignet hat; wenn gleich seine Abneigung dagegen bei ihm heimathlich und ihm zur Gewohnheit geworden ist.

Seine Bemerke zu 327, über des Herrn ꝛc. Krug Schrift zur Beförderung des Wohllauts, stimmen mit den Meinigen grossenteils überein, aber wenn er mit dem r und er allein

schon in fünftausend Wörtern ebensoviel Mißlaute finden will; wenn ihm aus dem Anleit die Hofnung zuflüstert, daß wenigstens in zehntausend (angeblich) enttonten Wörtern die Vollaute den ihnen zukommenden Platz wieder einnehmen werden; wenn er die Frage sonderbar heißt, ob „frug" nicht besser klinge als „fragte" rc.; wenn er Beziehungen mühsam aufsucht, in welchen „briet" für „bratete" nicht anwendbar wäre; wenn er das „fodern" statt „fordern" nach einer unrichtigen Ableitung zu rechtfertigen sucht; wenn er das s in „ausdrucksvoll" einen Anweis oder ein Muster zum Mißlaut schilt, da es doch wenigstens nicht sprachwidrig ist; und wenn er zum Schluß (bei ihm heißt es Slus) eine „Sonderbarkeit" darin findet, daß H. Krug (ohne Zweifel nach seiner Überzeugung, die aber dem H. W. nicht einleuchten will) das härtere teutsch dem weichern deutsch vorzieht: so kann ich mir hier blos vorbehalten, in der oben schon erwähnten, (wenn keine besondern Abhaltungen eintreten möchten, bald gedruckt erscheinenden) kleinen Schrift, mich über diese Gegenstände näher zu erklären, indem sie mehr in die Wortbildung-Lehre, als hierher gehören. Wem wird es übrigens nicht

eben so schmerzhaft seyn, als H. W., daß wir, zum Gespötte der Nachbar-Völker, über den allgemeinen Namen unsers Volks noch immer nicht einig werden können! Aber wir sehen ja, daß jeder von beiden Teilen für seine Meinung eine ganze Reihe von Gründen hat, daß jeder die Seinigen für die bessern, und seine Überzeugung für die richtigere hält; und, dem füge ich noch bey, daß der Widerspruchsgeist in unserm Volke vorherrschende Schwachheit oder, wenn man will, auch Kräftigkeit ist, die nur dann, in dieser Hinsicht aufhören wird, wenn es der Schriftsprache gelingen sollte, statt der so vielen und eben so verschiedenen Mundarten im teutschen Volke, eine allgemeine hoch- und reinteutsche Sprache einzuführen. Ohne das „Gott verhüte!“ der grammatischen Ansichten (in dem vierten Hefte der „altdeutschen Wälder“ der Gebrüdere Grimm v. J. 1813. S. 181.) wird aber eine solche Vereinigung wohl nie zu Stande kommen, die Mundarten ewig verschieden bleiben, als die teutschen Völkerschaften selbst verschieden sind, und eben so lange werden wir uns auch Deutsche sowohl, als Teutsche zu nennen nicht aufhören.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler.

Seite 4 Zeile 1 von unten lese man: ist für sind
— 8 — 2 v. o. l. m. sagt für saat.
— 16 — 3 v. o. l. m. gehäuften f. häuften.
— 41 — 13 v. o. l. m. Sammwörter für Stammwörter.
— 47 — 1 v. o. l. m. erzwungene für erzwungen.
— 64 — 6 v. u. l. m. hervorgehende für hergehende.
— 109 — 1 v. o. l. m. welche für welchen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mosqua, Friedrich Wilhelm <<von>>,

Ueber den Wohllaut der teutschen Sprache

Berlin 1817

L.germ. 186
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584084-6